STAHLFRONT



Der zweite Bürgerkrieg

Torn Chaines

Stahlfront®

Unitall

Aus dem Unitall Verlag sind lieferbar bzw. in Vorbereitung:

military fiction

STAHLFRONT (HC, 192 Seiten, € 12,90)
Band 1 »Die Macht aus dem Eis«
Band 2 »Versenkt die ›Hindenburg‹!«
Band 3 »Der zweite Bürgerkrieg«
Band 4 »Verrat um Thule« *(Ende Februar 2009)*

thriller occult

DIE SCHWARZE SONNE (HC, 192 Seiten, € 12,90)
Band 1 »Der Engel der Schwarzen Sonne«
Band 2 *(Juni 2009)*

occult

OKKULTE BIBLIOTHEK (HC, 192 Seiten, € 12,90)
(1) Sajaha – Die Prophezeiungen. Babylon, Nebukadnezar und der Dritte Sargon. *(April 2009)*

science fiction

REN DHARK UNITALL (HC, 192 Seiten, € 10,50)
Band 1 »Jenseits aller Zeit«
Band 2 »Das Kugelschalenuniversum«
Band 3 »Mond in Fesseln«
Band 4 »Aomon«
Band 5 »Der ewige Krieg«
Band 6 »Wurmlochfalle«
Band 7 »Geheimprogramm ZZ9«
Band 8 »Im Herzen des Feindes«
Band 9 »Der goldene Prophet« *(Ende Februar 2009)*

Band 3

Der zweite Bürgerkrieg

Roman von
TORN CHAINES

Aus dem Amerikanischen übertragen von
MARIA FRIEDRICH

Wir empfehlen Ihnen, den monatlich erscheinenden
E-Mail-Newsletter unseres Auslieferers HJB zu abonnieren
(www.hjb-news.de), in dem alle neuen Unitall-Produkte
bereits vor Erscheinen vorgestellt werden:



1. Auflage, Oktober 2008

Unitall Verlag GmbH
8268 Salenstein
Schweiz

Vertrieb:
HJB Verlag & Shop KG
Schützenstr. 24
78315 Radolfzell
Bestellungen und Abonnements:
Tel.: 0 77 32 – 94 55 30
Fax: 0 77 32 – 94 55 315
www.hjb-shop.de
www.stahlfront.de
Titelbild: Edmund Ruffin
Printed in EU

Dieses Buch wurde vor Drucklegung anwaltlich begutachtet.

Vorwort des Autors

Wie der geneigte Leser vielleicht weiß, habe ich selbst deutsche Wurzeln. Das Land meiner Vorfahren liegt mir daher sehr am Herzen, und das Volk, dem auch ich entstamme, noch viel mehr.

Doch immer häufiger vermag ich die Deutschen, die heute noch in der Bundesrepublik leben, einfach nicht mehr zu verstehen. Wieso? Ich will Ihnen ein kleines Beispiel geben.

Im Frühjahr dieses Jahres wurde in einer von den Medien kaum beachteten Nacht- und Nebelaktion ein deutscher Kulturschatz an Polen verschenkt. Einfach so, ohne Anspruch der polnischen Seite und selbstverständlich ohne Gegenleistung.

Was war geschehen? Anfang 1945 retteten die Deutschen wertvolle Kunstgegenstände aus dem Reichsmuseum der deutschen Stadt Stettin vor den heranrückenden Rotarmisten in den Westen, nach Stralsund.

Wie Sie alle wissen, wurde Stettin wenig später von den Polen – übrigens gegen alle Verträge unter den Alliierten – in Besitz genommen, die deutsche Bevölkerung wurde aus ihrer Heimat vertrieben.

Und nun, 63 Jahre nach Kriegsende, kommen plötzlich einige glorreiche deutsche Bestmenschen auf die Idee, Deutschland gehörende Zeugnisse steinzeitlicher Kultur wie etwa den »Stolper Bären«, eine 6000 Jahre alte Bernsteinschnitzerei, an die Polen »zurückzugeben«, obwohl ihnen diese Kunstschätze niemals gehört hatten und somit keinerlei rechtlicher Anspruch von polnischer Seite bestand.

Wenn man dieses »Rechtsverständnis« konsequent fortschreibt, müßten die damals Vertriebenen alles, was sie vielleicht noch vor den Polen retten konnten, heute an diese zurück-

schicken. Und falls Ihnen ein Pole Ihr Auto stiehlt, sollten Sie ihm auch noch den dazugehörigen Satz Winterreifen nachsenden (auf Ihre eigenen Kosten selbstverständlich!), weil er ja schließlich zu dem Auto gehört.

Ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt, daß in gewissen Kreisen Ihres Landes der Wahnsinn Methode zu haben scheint. Aber was ich nicht begreife, ist die Tatsache, daß es nicht zu einem kollektiven Aufschrei der Bürger kam. Wir Amerikaner würden uns so etwas nicht bieten lassen. Andererseits – wir lassen uns auch nicht unser Land wegnehmen und sind damit auch noch zufrieden.

Wenn Sie die ersten Kapitel dieses Buches gelesen haben, werden Sie vielleicht verstehen, wie befremdend ein solches Verhalten offizieller Stellen auf einen unbeteiligten, aber interessierten Beobachter im Ausland wirkt.

Maine, im Sommer 2008
Torn Chaines

Inhalt

Heimaterde Mutterboden Vaterland

(Von Thronstahl)

1. Nacht in einer deutschen Stadt

Die Nacht war kalt und feucht. Schwere Regenwolken trieben von der Ostsee über die alte deutsche Hansestadt Stettin. Doch heute, im Februar 2011, wurde sie von ihren Bewohnern »Szczecin« genannt. Bewohner, die keine Deutschen mehr waren.

Hätte jemand in der Dunkelheit einen genaueren Blick auf den Himmel geworfen, wäre ihm im trüben Schein der wenigen Lichter der Stadt vielleicht aufgefallen, daß sich eine Wolke auf einer anderen Bahn bewegte als alle anderen, fast um neunzig Grad zu ihnen versetzt.

Diese merkwürdige Wolke steuerte zielstrebig auf das alte Stadtzentrum zu und blieb dann reglos über dem Historischen Museum am Heumarkt hängen.

Das war im alten Rathaus untergebracht, das einst erbaut worden war, nachdem der deutsche Kaiser Stettin im Jahre 1243 die Stadtrechte verliehen hatte.

Wer ein feines Gehör hatte und angestrengt lauschte, vermochte ein leises Summen in der Luft zu vernehmen. Das Summen war eine Begleiterscheinung der Magnetrotationsringe, die Stahlzeppelin SZ 47 »Adolf Jäckel« in der Luft hielten.

Denn genau dieses unglaubliche Luftfahrzeug von 287 Meter Länge und 34 Meter Durchmesser steckte in der Wolke, die mittels ein klein wenig abgezweigter Magnetenergie um das riesige Gerät gelegt wurde und es so praktisch unsichtbar machte.

Neben der Dunkelheit war es auch diese Wolke, die etwaigen Zeugen der Szene den Blick auf das seitlich aufgemalte Balken-

kreuz verwehrte, das SZ 47 stolz als Thule-Luftschiff auswies. An der Unterseite des Rumpfes öffnete sich die große Laderaumklappe, zahlreiche Seile wurden auf den altehrwürdigen Museumsbau hinabgelassen, und schwerbewaffnete Männer in nachtschwarzen Uniformen glitten lautlos an ihnen hinab. Auf ihren Köpfen saßen Stahlhelme im typischen Stil der alten deutschen Wehrmacht, und vor den Augen hatten sie hochleistungsfähige Nachtsichtgeräte.

Ein Teil der Truppe landete auf dem Dach. Glas klirrte, als die Fenster der Dachgauben eingeschlagen wurden.

Andere Soldaten wurden auf dem oberhalb des ersten Stockwerks umlaufenden Sims abgesetzt und schlugen die beiden darüber angeordneten Fenster in der Giebelwand ein.

Schon verschwanden die Gestalten in dem mittelalterlichen Gebäude wie der nächtliche Spuk, der sie waren.

*

Magnus Wittmann war in seinem Element. Endlich durfte er das tun, worauf er in den letzten Monaten gezielt hingearbeitet hatte und was seine eigentliche Bestimmung war: eine Truppe hervorragend ausgebildeter Spezialisten in den Einsatz führen – auch wenn bei diesem hier noch nicht mit Kampfhandlungen zu rechnen war.

Der ehemalige KSK-Soldat, Verfassungschutzagent und heutige Hauptmann der Thule-Truppen war eine beeindruckende Erscheinung: groß, muskulös, durchtrainiert bis in die Spitzen seines vollen blonden Haars. Aus seinem ebenmäßigen Gesicht mit der geraden Nase und dem markanten Kinn leuchteten die stahlblauen Augen beinahe wie Scheinwerfer – wenn sie nicht gerade hinter der Optik des Nachtsichtgeräts verborgen waren wie in diesem Augenblick.

Es war die von Magnus aufgebaute und kommandierte »Sondergruppe Wittmann«, die in das Historische Museum von Stettin eindrang. Der Einsatz war natürlich bestens vorbereitet worden – wie jede Operation der Thule-Truppen –, und so hatte man gewußt, daß die Fenster im Dachgeschoß nicht alarmgesi-

chert waren. Offenbar fürchteten sich die Polen nicht vor Fassadenkletterern – und daß sie jemals von einem Stahlzeppelin samt Einsatzgruppe heimgesucht würden, hatten sie wohl einfach nicht für möglich gehalten.

Dabei gab es in diesem Museum etwas, das den Polen nicht gehörte. Das wollten die Deutschen holen.

Wittmanns Truppe sicherte das Dachgeschoß mit routinierter Effizienz. Die Soldaten dieser Einheit waren handverlesene Männer.

Man verständigte sich stumm, nur mit Handzeichen, was dank der Nachtsichtgeräte auch in der Finsternis problemlos möglich war.

Wittmann huschte lautlos zur Treppe, die in den ersten Stock führte. Er stieg sie als erster hinab. Deutsche Truppen wurden von der Spitze geführt, nicht aus dem sicheren Bunker.

Auf den ersten Blick sah der Museumsraum verlassen aus. Der Hauptmann ging am Fuß der Treppe in die Hocke und bedachte die dunklen Reihen der Vitrinen hier oben nur mit einem flüchtigen Blick, denn das Ziel des Einsatzes befand sich im Erdgeschoß.

Er hob die linke Hand, um seinen Männern zu signalisieren, daß die Luft rein war – da flammte im gesamten Gebäude das Licht auf!

Die Reaktionszeit der Thule-Nachtsichtgeräte war so extrem kurz, daß keiner der Soldaten durch die plötzliche Helligkeit geblendet wurde.

Wittmanns Reaktionszeit war zwar ebenfalls hervorragend, hielt aber naturgemäß einem Vergleich mit modernen elektronischen Geräten nicht stand. Als er aus den Augenwinkeln das Aufblitzen des Mündungsfeuers sah, erhielt er auch schon einen Schlag, der ihn mit ungeheurer Wucht hintenüberwarf und ihm die Sinne ebenso wie die Atemluft raubte.

Als er wieder zu sich kam, beugte sich Oberfeldwebel Posner besorgt über ihn. Es fielen noch ein, zwei Schüsse, dann war es still. »Alles in Ordnung, Herr Hauptmann?«

Wittmann setzte sich auf und tastete seine Brust ab, in der ein dumpfer Schmerz pochte. Er war heilfroh, daß er sich an die

Vorschriften gehalten und seine Truppe in voller Kampfmontur in diesen Einsatz geschickt hatte, der eigentlich »im Vorbeigehen« hätte erledigt werden sollen. Die Körperschutzwesten, die Thule-Soldaten im Kampf trugen, waren die besten, die man auf diesem Planeten finden konnte: leicht und absolut undurchdringlich für jegliche bekannte Munition bis zum Kaliber 15 Millimeter.

Sofort war der Hauptmann wieder kampfbereit: »Macht das Licht aus!«

Maschinenpistolen bellten auf, und sämtliche Lampen unter der Decke zerplatzten. Völlig dunkel wurde es trotzdem nicht, denn aus dem großen Treppenschacht, der ins Erdgeschoß führte, drang weiter helles Licht.

Wittmann hörte auf Polnisch gebellte Befehle, und er sah Soldaten in NATO-Kampfanzügen mit rotweißen Abzeichen. Das war reguläres Militär! Die polnische Armee hatte sie erwartet. Das konnte nur einen Grund haben: Der Einsatz war verraten worden!

Nun ja. Auch damit hatte man gerechnet. »Gasmasken aufsetzen!« Die Soldaten der Sondergruppe handelten wie ein Mann. Magnus untersuchte rasch die Leiche eines der Polen, die ihnen hier im ersten Stock aufgelauert hatten: Der Mann war ohne Schutzweste und auch ohne Gasmaske in diesen Einsatz geschickt worden. Er war noch jung, vermutlich ein Wehrpflichtiger. Und jetzt war er tot.

Wittmann schob alle Gefühle beiseite, denn Gefühle konnte sich ein Soldat im Einsatz nicht erlauben. In Situationen wie diesen war rationales Handeln gefragt. Und seine Vernunft sagte dem Hauptmann, daß es nicht nötig war, die Polen zu töten, um den Auftrag trotz des Verrats erfolgreich auszuführen. Er nahm einen der handlichen kleinen Sprengkörper vom Gürtel.

»Gruppe eins wirft Tränengas! Gruppe zwei hält sich in Bereitschaft! Und los!«

Zehn Tränengasgranaten rollten zischend und dampfend die Treppe hinab. Die Polen antworteten mit ungezieltem Gewehrfeuer, aber dann mußten sie hustend und fluchend die Flucht ergreifend.

Die siegreichen Thule-Soldaten stürmten nach unten, ihrem Einsatzziel entgegen. Die Aktion konnte noch nicht vor allzu langer Zeit verraten worden sein, denn das Museum war nicht ausgeräumt worden. Vermutlich hatten die Polen erst kurz vor dem geplanten Termin von der Sache erfahren und hastig Soldaten der städtischen Garnison ins Museum beordert.

»Posner! Suchen Sie den verdammten Sicherungskasten und schalten Sie das Licht aus!«

»Zu Befehl!«

Im Gegensatz zu den Polen hatten sich die Deutschen gründlich auf ihren Einsatz vorbereitet. Sie kannten den Grundriß und die technische Einrichtung des Museums bis ins kleinste Detail. Nur Sekunden nach Wittmanns Befehl erlosch das Licht im großen Saal. Die Nachtsichtgeräte der Soldaten, die wie Sonnenbrillen hinter den Sichtscheiben der Gasmasken saßen, wurden augenblicklich wieder aktiv.

Auf ihrer Flucht nach draußen hatten die Polen einige Fenster zerstört und die doppelflügelige Eingangstür aus alter deutscher Eiche offenstehen lassen. Durch diese Öffnungen zogen die Gasschwaden rasch ab, so daß sich die Männer aus Thule schnell orientieren konnten.

Vitrinen wurden zerschlagen – daß die Alarmanlage losheulte, war jetzt ohne Bedeutung – und Ausstellungsstücke in mitgebrachte Taschen gestopft.

»Beeilt euch!« feuerte Wittmann seine Soldaten an. »Ihr wißt, was wir haben wollen! Alles andere bleibt hier! Wir nehmen nur das mit, was uns auch gehört!«

In diesem Augenblick fiel bleicher Lichtschein von außen in das Museum, und mehrere schwere Maschinengewehre ratterten los.

*

Magnus Wittmann ging hinter einem Fenstersims in Deckung und riskierte einen Blick hinaus auf den Marktplatz. An dessen gegenüberliegender Seite waren einige große Scheinwerfer aufgestellt und strahlten das ehemalige Rathaus an.

In ihrem fahlen Licht sah man mehrere alte Panzer auf den Platz rumpeln. Rücksichtslos walzten die Stahlkolosse die dort geparkten Autos nieder. Es waren ihre Maschinengewehre, die die Thule-Truppe im Museum beharkten. Offenbar scheuten sich die Polen davor, das mittelalterliche Gebäude mit Kanonen zu beschießen.

Die Panzer waren relativ alte und primitive PT 91 Twardy,* polnische, in Details verbesserte Nachbauten des russischen Modells T-72. Etwa 50 Meter von dem Museum entfernt hielten sie an und stellten das Feuer ein, als warteten sie auf etwas.

Vielleicht wurden die genauso unvorbereitet hergeschickt wie die Soldaten und haben einfach nicht genug MG-Munition an Bord, überlegte Wittmann. Auf jeden Fall hatten seine Männer nicht die richtigen Waffen dabei, um die Stahlkolosse auszuschalten.

Aber das war auch nicht mehr notwendig, da man ja schon hatte, weshalb man gekommen war. Über das kleine, in seinen Helm eingebaute Funkgerät rief er die »Adolf Jäckel«: »Hier unten sind Panzer, aber nur vor dem Museum. Laßt die Seile auf der Rückseite herunter und zieht uns rauf. Denn wir haben, was wir wollten!«

Die Antwort aus dem Stahlzeppelin war besorgniserregend: »Ihr müßt noch einen Augenblick ausharren, Kameraden! Unsere Funkmeßortung zeigt polnische Kampfflugzeuge im Anflug! Die wissen, daß wir hier sind!«

Nur Sekunden später heulte ein schrilles Pfeifen über die jetzt nicht mehr schlafende Stadt, und in der über dem Museum hängenden Wolke kam es zu zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Explosionen.

»Hauptmann, hier spricht Major Meduna!« schallte es aus Wittmanns Ohrhörern. »Wir werden angegriffen, obwohl wir für die gegnerische Ortung nicht zu erfassen sein dürften. Aber der BüLi-Detektor** zeigt eine Beleuchtung vom Boden. In der

---

* »Der Harte«

** Meßgerät für das Auftreffen gegnerischen Bündellichts (Laser)

Stadt sind mindestens drei Posten verteilt, die uns markieren! Bevor wir Ihre Truppe wieder hochziehen können, müssen Sie die unbedingt ausschalten!«

»Wurde der Stahlzepp beschädigt?«

»Nein, die haben uns mit Luft-Luft-Raketen beschossen. Deren Sprengköpfe sind viel zu schwach für unsere massive Panzerhülle. Aber wenn die Polen panzerbrechende Waffen heranführen, sieht das anders aus. Also knöpfen Sie sich die Beleuchterposten vor!«

»Zu Befehl! Wenn Sie inzwischen etwas gegen die Panzer auf dem Marktplatz unternehmen könnten, wäre mir wohler in meiner Haut!«

»Zuerst müssen wir die Angreifer in der Luft ausschalten! Aber dann kümmern wir uns um die Panzer.«

Die standen nach wie vor wie eine stumme Drohung auf dem regennassen Marktplatz, zur Unkenntlichkeit zerquetschte Pkw unter den Ketten. Die Geschützrohre der Kampfwagen waren bis zum Anschlag nach oben gerichtet, aber offenbar schwebte SZ 47 zu hoch für sie.

Wittmann bestimmte acht Soldaten, die in Dreiertrupps gegen die drei Beleuchterposten vorgehen sollten. Deren Positionen waren von der Aufklärungsabteilung des Stahlzeppelins in die nur zigarettenschachtelgroßen Kampfrechner der Sondereinheit übertragen worden.

Diese wiederum stellten den Kampfbereich mit den markierten Einsatzpunkten wie ein ziviles Navigationsgerät auf einem kleinen Folienbildschirm am Armband dar – oder überspielten ihn wie jetzt als eingespiegeltes Bild in die Optiken der Nachtsichtgeräte.

Magnus winkte seinem Oberfeldwebel. »Posner, Sie halten hier die Stellung! Melden Sie sich sofort, wenn sich bei den Panzern etwas bewegt!«

»Zu Befehl! Aber wenn mir die Bemerkung erlaubt ist, Herr Hauptmann: Ich sollte den Stoßtrupp führen, und Sie sollten hierbleiben und den Einsatz koordinieren!«

»Ich weiß Ihre Sorge um mein Wohlergehen zu schätzen, Posner. Aber ich bin nicht in die Thule-Truppen eingetreten, um

weiterhin in Büros oder in der Etappe zu versauern. Ich finde es ganz und gar nicht gut, mich in einer urdeutschen Stadt gegen polnische Truppen verteidigen zu müssen. Aber wenn ich etwas nicht gut finde, werde ich grimmig. Und das beste Mittel gegen diesen Grimm ist noch immer ein wenig kampfsportliche Betätigung!«

Er gab den acht ausgewählten Soldaten ein Ziel und huschte mit ihnen zum Hinterausgang. Posner ging mit dem Gewehr im Anschlag an einem der zerschossenen Fenster wieder in Stellung und behielt wie der Rest der Truppe den Marktplatz mit den Panzern im Auge.

*

Als sie aus dem Museum traten, fiel Wittmann sofort die Dunkelheit auf. Das Licht der Scheinwerfer auf der anderen Seite hinter den Panzern war so grell, daß er nicht bemerkt hatte, daß die Polen offenbar die Stromversorgung der Stadt unterbrochen hatten. Keine Straßenlaterne funktionierte noch, aus keinem Fenster fiel mehr ein Licht.

Wieder hatte der Gegner in seiner Konfusion einen Fehler begangen, denn die Dunkelheit störte nur ihn selbst, nicht aber Wittmanns Truppe.

In der Wolke über dem Museum leuchtete es rötlich auf, und mehrere Flugkörper entfernten sich röhrend von dem Stahlzeppelin. Magnus wußte, daß es sich um Luftabwehrraketen vom Typ Wgr 38 »Alswidr« handelte. Jedes der großen Luftschiffe hatte 26 Raketen dieses Typs an Bord, die normalerweise in ausfahrbaren Werfern unter der Panzerhülle verborgen waren. Diese Raketen waren mit das Modernste, was das Reich Thule entwickelt hatte: Sobald ihre Suchköpfe ein fliegendes Ziel erfaßt hatten, war es so gut wie vernichtet.

Kaum waren die Raketen davongezischt, heulten oben in der Luft die Schnellfeuerkanonen des Typs Gustloff HF 21 los. Jeder Stahlzeppelin verfügte über vier ausfahrbare Drehtürme mit diesen Zweizentimetergeschützen, zwei am Bug, zwei am Heck, jeweils an Unter- und Oberseite. Die beiden Türme an der Un-

terseite waren in Aktion getreten und beharkten die Panzer auf dem Heumarkt.

Die elektrisch angetriebenen achtläufigen Rotationskanonen verschossen 38 000 Projektile pro Minute – zu viel für die dünne Panzerung der altersschwachen polnischen Kampfwagen. Während er mit seinen beiden Begleitern die Frauenstraße entlangstürmte – an die Krächzlaute, mit denen Polen ostdeutsche Städte und Straßen benannten, würde er sich niemals gewöhnen –, hörte Wittmann hinter sich zwei dumpfe Explosionen.

»Zwei Feindpanzer vernichtet!« meldete Posner über Helmfunk. »Die anderen ziehen sich zurück!«

Das Tosen der Schnellstfeuergeschütze erstarb. Thule-Truppen schossen nicht auf geschlagene Feinde. Doch Wittmann wußte, daß sich die Situation rasch ändern konnte. Vermutlich führten die Polen schon längst Verstärkung heran. Sie verfügten über moderne Leopard-2-Panzer aus bundesdeutscher Fertigung sowie über Luftabwehrgeschütze, die auch einem Stahlzeppelin gefährlich werden konnten – zumindest, wenn er so tief über dem Boden schwebte wie gegenwärtig SZ 47 und dazu noch von feindlichen Beleuchtern markiert wurde.

Noch während Magnus und seine beiden Begleiter durch die dunkle Frauenstraße huschten, ging am Himmel ein Licht auf: Aus den tiefhängenden Wolken tauchte ein brennender Düsenjäger auf, eine MiG 29.

Wittmann erkannte die charakteristische Form der Maschine sofort. Er hatte noch in Diensten der Bundesrepublik gestanden, als die ihren gesamten Bestand dieser hochwertigen Maschinen für einen Euro an Polen verschenkt hatte. Die Jagdbomber hatten nicht einmal 1300 Flugstunden hinter sich gebracht, waren also noch so gut wie neu, als sie von der Regierung Kohl verschenkt wurden.

Die Luftwaffe hatte sie sogar selbst nach Bromberg geflogen (das man »politisch korrekt« Bydgoszcz nannte, obwohl es ebenso eine urdeutsche Stadt war wie Stettin) und auch noch den Treibstoff für den Überführungsflug bezahlt. Der Hauptmann hatte nie verstanden, wie eine souveräne Regierung derart handeln konnte.

In dieser Nacht jedenfalls verloren die Polen mindestens eine der Maschinen, die ihnen so unverhofft in die Hände gefallen waren: Die »Alswidr«-Raketen von SZ 47 hatten zugeschlagen und aus der MiG ein brennendes, waidwundes Wrack gemacht.

Im Feuerschein war deutlich zu sehen, daß die Abdeckungshaube der Pilotenkanzel fehlte: Der Flugzeugführer hatte seine Maschine mit dem Schleudersitz verlassen. Aber er hatte es versäumt, sie vorher auf einen ungefährlichen Kurs zu bringen.

Und so kroch sie auf ihrem letzten Flug einsam und unkontrolliert von der Oder her über die verdunkelte Stadt dahin, bis sie am Kaiser-Wilhelm-Platz keine Kraft mehr hatte, sich in der Luft zu halten, am Boden einschlug und explodierte – mitten im Stadtzentrum.

Sie mußte noch jede Menge Treibstoff und Munition an Bord gehabt haben, denn die Explosion war gewaltig und erhellte den westlichen Nachthimmel. Mit Bedauern dachte Wittmann an die zahlreichen Zivilisten, die in diesem Augenblick ihr Leben verloren hatten, weil ein im Kampf besiegter Offizier nur an das eigene Überleben gedacht hatte, anstatt seine soldatische Pflicht zu erfüllen.

*

Etwas weiter die Straße hinauf flackerte ebenfalls Licht, blaues diesmal. Wittmann hob die Hand und gab seinen beiden Begleitern das Zeichen, anzuhalten. Ein Streifenwagen der örtlichen Polizei stand mit aufgeblendeten Scheinwerfern und blinkender »Leuchtreklame« auf dem Dach mitten auf der Straße. Zwei Polizisten in Uniform diskutierten laut mit zwei Soldaten in Kampfanzügen. Magnus verstand kein Wort, denn die Männer redeten polnisch.

Aber er konnte sich gut vorstellen, worum es bei dem Streit ging. Einer der Polizisten deutete immer wieder zornig auf das Feuermeer in der Innenstadt und dann auf den Apparat, den die beiden Soldaten auf dem Bürgersteig aufgebaut hatten: einen hochmodernen UV-Bündellichtwerfer zur militärischen Zielerfassung und -beleuchtung.

Der Polizist hatte etwas dagegen, daß die Soldaten die friedliche Stadt in ein Schlachtfeld verwandelten. Verständlich. Der Mann war dem Offizier auf Anhieb sympathisch.

Magnus gab dem Obergefreiten neben sich einen Wink. Wie er es mit seiner kleinen, aber feinen Truppe in den letzten Monaten immer wieder geübt hatte, sprangen er und der Soldat vor, umfaßten jeder den Hals eines der beiden Kameraden von der anderen Feldpostnummer mit dem rechten Unterarm, stützten die rechte Hand am linken Oberarm ab und drückten gleichzeitig mit der linken Hand den Kopf ihres jeweiligen Gegners nach vorn.

So wurde in Sekundenbruchteilen die Blutversorgung des Gehirns unterbrochen, und die beiden Polen sackten bewußtlos zu Boden.

Für die nächsten zehn Minuten waren sie außer Gefecht, und es bestand kein Grund, ihnen etwas anzutun. Die Polizisten allerdings griffen zu ihren Dienstwaffen. Wittmann hob die leeren Hände und sagte beschwörend: »Nix schießen! Gut?«

»Gutt«, nickte der größere der beiden Polen zögernd, als ein Schuß fiel.

Der dritte Mann aus Wittmanns Gruppe hatte seine Pistole gezogen und ins Objektiv der Beleuchtungseinrichtung gefeuert. Dieses Gerät würde kein unsichtbares Licht mehr auf den Stahlzeppelin über der Stadt werfen.

Natürlich fuhren die Hände der beiden Polen erneut an die Kolben der Dienstwaffen, aber als sie sahen, worauf die ihnen unbekannten Männer in Schwarz geschossen hatten, entspannten sie sich.

Magnus gab seinen Soldaten ein Zeichen, und mit erhobenen Händen zogen sie sich wieder in das Dunkel der Nacht zurück. Die beiden anderen Gruppen gaben ebenfalls Erfolgsmeldungen durch, und so war Major Meduna nun in der Lage, sein Luftschiff weit genug herabzusenken, um die Einsatzgruppe wieder an Bord zu nehmen.

»Beeilung, Beeilung!« forderte der leitende Aufklärungsoffizier von SZ 47. »Da sind starke polnische Verbände im Anmarsch. In fünf Minuten brennt hier die Luft!«

Aber nach drei Minuten war der letzte deutsche Soldat wieder an Bord des Stahlzeppelins. Der gewann rasch an Höhe und verschwand in den Regenwolken über Pommern.

*

Major Stefan Meduna, Kommandant der »Adolf Jäckel«, empfing die Einsatzgruppe persönlich in der unteren Frachthalle seines Luftschiffs, in der auch die Kran- und Abseilvorrichtungen untergebracht waren. Oberfeldwebel Posner übergab gerade die Beute des Bodeneinsatzes an den Zahlmeister von SZ 47.

Als der Major auf ihn zukam, nahm Wittmann Haltung an und salutierte zackig. Meduna war zwar knapp zwei Jahre jünger als der Hauptmann, stand aber im Rang über ihm. Kein Wunder, war er doch als echtes Eigengewächs Thules im schönen Neu-Wien geboren worden und schon mit 18 Jahren in die Streitkräfte eingetreten. Er hatte eine erstklassige Karriere hingelegt und befand sich dank hervorragender Leistungen auf dem direkten Weg ins OKT.*

Der dunkelhaarige, schlanke Offizier mit dem scheinbar so verträumten Blick war mit 1,72 Metern eher ein wenig klein, doch die fehlende Körpergröße machte er durch seinen hellwachen Geist mehr als nur wett. Schon als junger Mann hatte er eine Vorliebe für alles Japanische entwickelt, und daher konnte es niemanden verwundern, daß Meduna eine der treibenden Kräfte hinter dem »japanischen Genomprogramm« war, mit dem wissenschaftlich einwandfrei bewiesen werden sollte, ob bzw. daß die alten treuen Verbündeten der Deutschen ebenso immun gegen AIn-Implantate waren wie die Arier.

Es deutete vieles darauf hin, daß das bei den »Ariern des Fernen Ostens« tatsächlich der Fall war, aber der wissenschaftliche Beweis dafür stand noch aus. Dafür, daß die entsprechenden Untersuchungen mit Nachdruck vorangetrieben wurden, hatte Meduna mit zahlreichen Eingaben gesorgt. Der Offizier mit

---

* Oberkommando der Thule-Truppen

dem klugen, offenen Gesicht des Wissenschaftlers war einer der selbstbewußten, vorwärtsstrebenden, die Langsameren antreibenden Geister, wie es sie in Thule so oft und in der BRD mittlerweile so selten gab.

»Der Einsatz war ja deutlich heftiger als geplant, Hauptmann«, konstatierte Meduna. »Hatten Sie Verluste?«

»Nein, Herr Major! Ein Mann hat einen Streifschuß am Oberarm abbekommen, aber das war's dann auch schon. Die Polen hatten weniger Glück – sie haben mir fast leid getan.«

»Wie konnte es zu dieser Eskalation kommen?«

»Dafür gibt es nur eine logische Erklärung: Wir sind verraten worden!«

»Ja, es sieht ganz danach aus. Ich habe schon eine dementsprechende Meldung ans OKT abgesetzt.« Medunas Miene bekam etwas Melancholisches. »So viele Tote, so viele Verwundete und so viele Zerstörungen nur wegen ein paar Kunstgegenständen. Wer immer der Verräter auch sein mag… entweder hat er sich keine Gedanken darüber gemacht, wozu sein Verrat führen konnte, oder es war ihm völlig egal. Ganz gleich, was zutrifft – solche Zeitgenossen kann ich auf den Tod nicht ausstehen.«

Wittmann nickte stumm. Und er mußte zurückdenken an den Zeitpunkt, zu dem alles begonnen hatte…

Hör' die Glocken, sie künden von siegreicher Schlacht
Hör' die Glocken, sie künden vom Ende der Nacht

(Von Thronstahl)

2. Eine deutsche Weihnacht

Am 24. Dezember des Jahres 2010 hatte Thulemarschall Bernhard »Bärwolf« Bittrich Generalstab und ausgewählte Vertreter des Offizierskorps zum Weihnachtsempfang in den Bismarck-Block in Neu-Berlin geladen. Traditionell nahmen alle Offiziere an dem Empfang teil, die im ablaufenden Jahr neu zu den Thule-Truppen gestoßen waren.

Der Empfang begann um 14 Uhr, damit die Männer den Abend mit ihren Frauen und vor allem ihren Kindern verbringen konnten. Ein Mann, der sich nicht um seine Kinder kümmerte, würde in der Wehrmacht Thules keine Karriere machen.

Selbstverständlich waren auch ausgewählte Zivilisten zu dem Empfang geladen.

Die Temperatur in dem unterirdischen Höhlenreich war wie immer mild und wurde auch nie verändert. So gab es zwar keine Jahreszeiten, andererseits konnte die Landwirtschaft ununterbrochen anbauen und ernten. Die Pflanzen hatten sich auf das paradiesische Klima eingestellt. In den ausgedehnten Laubwäldern gab es immer einige Bäume, die gerade die Blätter abgeworfen hatten. Doch sie begrünten sich rasch wieder, denn die durch tiefe Temperaturen und Kälte bedingte winterliche Ruhephase war in rauheren Klimazonen eine Notwendigkeit, aber nicht etwas, das sie wirklich zum Überleben gebraucht hätten.

Den immergrünen Nadelbäumen bekam das gleichmäßige Klima noch besser, und so waren die Tannenbäume, die jetzt den großen Saal des Bismarck-Blocks schmückten, von eben-

mäßigem Wuchs und sattem Grün. An den Bäumen hingen Lebkuchen und von bunten Bändern gehaltene Sterne aus Stroh, die Kerzen auf den strammen Zweigen waren aus echtem Bienenwachs und verbreiteten einen heimeligen Duft.

Es gab keine flirrenden bunten Lichterketten, keine kitschigen Dekorationen oder Weihnachtsmänner nach amerikanischem Muster und keine Beschallung mit Gehörgang-Malträtierern wie »Jingle Bells«. Statt dessen sang man gemeinsam klassische deutsche Weihnachtslieder.

Während er aus voller Kehle »Stille Nacht, heilige Nacht« im Kreise seiner Kameraden anstimmte, mußte Magnus Wittmann daran denken, was er über die Weihnachtstraditionen im Reich Thule erfahren hatte: Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches hatten die Wehrmachtsangehörigen, denen die Flucht in die Hohlwelt am Südpol gelungen war, die Nase gestrichen voll von der Kulturbarbarei der Nationalsozialisten mit ihren »Sonnenwendfeiern« und ähnlichem Brimborium, mit dem sie die in zweitausend Jahren gewachsene deutsche Kultur auszulöschen versucht hatten.

So besann man sich wieder auf die alten deutsch-abendländischen Traditionen, ohne erneut in den Fehler zu verfallen, Religionen – egal welcher Richtung – zu viel Bedeutung einzuräumen. Selbstverständlich konnten Thule-Soldaten religiös sein, wenn sie Bedarf nach derartigem verspürten, aber man erlaubte keiner Kirche mehr Einfluß auf Bildungssystem oder Kultur. Und so wurde auch das Weihnachtsfest in der Hohlwelt unter Neu-Schwabenland nicht mehr als christliches, sondern als *deutsches* Fest begangen.

Daß man dabei auch christliche Lieder sang, sah niemand als Widerspruch an, solange diese Lieder in der deutschen Tradition wurzelten.

Nach dem gemeinsamen Gesang wurden Punsch und Zigarren gereicht. Mike »Draufgänger« McBain, der neben Wittmann stand, stupste ihn freundschaftlich in die Seite und deutete auf die Gruppe der Zivilisten, zu der auch Uschi Braun und Manfred Behrens von den »Thule-Nachrichten« gehörten. »Dein Kumpel sieht aus, als wäre ihm eine Laus über die Leber gelau-

fen«, sagte der drahtige Amerikaner grinsend, der elf Jahre jünger als Wittmann und deutlich kleiner war – aber ebenso blond.

Major Meduna gesellte sich zu den beiden. Er wußte mittlerweile wie fast jeder Offizier in Neu-Berlin, daß der gutaussehende Journalist und bekennende Zeitgeistler Behrens homosexuell war und ein großes Problem mit den strikten Sittengesetzen Thules hatte.

Der hier in der Hohlwelt behütet aufgewachsene junge Major war von den angeblichen Verlockungen des modernen Lebens in der westlichen Zivilisation verschont geblieben und sah Homosexuelle deshalb als eher unappetitliche, bestenfalls zu Witzen taugende Randfiguren an.

»Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie rührend sich Frau Braun um den lieben Herrn Behrens kümmert? Manchmal kommt sie mir fast so vor, als habe sie ihn adoptiert. Hoffentlich sagt Ihr Freund Manfred niemals ›du dumme Uschi‹ zu ihr, Hauptmann!«

Magnus sah Meduna voller Unverständnis an. »Ich begreife nicht ganz, Herr Major…!«

»Dabei ist es ganz einfach. Wußten Sie nicht, daß ›Uschi‹ das japanische Wort für ›Kuh‹ ist?«

Mike und Magnus lachten laut auf, was ihnen einige unverständige Blicke eintrug.

*

Als alle Anwesenden mit Getränken versorgt waren und zahlreiche Zigarren für angenehm duftende »dicke Luft« sorgten. trat Thulemarschall Bittrich an das Mikrofon auf dem kleinen Podest am Kopfende des Saals, klopfte einmal dagegen und räusperte sich kurz. Schlagartig wurde es ruhig.

»Kameraden, wie Sie wissen, bin ich kein Freund großer Worte«, begann er, »deswegen wird meine Rede auch kurz ausfallen. Das Reich Thule hat ein bemerkenswertes Jahr hinter sich gebracht: ein Jahr, in dem die Welt erstmals offiziell von seiner Existenz erfahren hat. Doch kaum hatte der neu zu uns gestoßene Hauptmann Wittmann in seiner extrem geschickten

Berliner Aktion die Weltpresse über uns und unseren Kampf gegen die AIn* informiert, versuchten die nach wie vor unbekannten Drahtzieher der Verschwörung, die Meldungen über die AIn als Unfug darzustellen. Deshalb hat das OKT sich dazu durchgerungen, zu Beginn des neuen Jahres ausgewählte internationale Journalisten nach Thule zu holen und ihnen die Beweise vorzulegen.«

Raunen und lautes Gemurmel machten sich im Saal breit. Der Marschall hob beschwichtigend die Arme und fuhr fort: »Natürlich laden wir nur Arier zu uns ein, denn wir dürfen es um keinen Preis der Welt riskieren, AIn-Lakaien in das letzte Rückzugsgebiet der freien Menschheit zu lassen.

Aber auch wenn uns die Menschheit noch nicht wirklich glaubt, daß Außerirdische uns zu unterwandern und letzten Endes auszulöschen versuchen, so war das vergangene Jahr dennoch höchst erfolgreich: Durch die Schlacht am Jungtingho wurde die Kraft der Amerikaner in China gebrochen, sie mußten um einen Waffenstillstand bitten und haben ihre Truppen nach Formosa und in die Heimat verlegt. Dort fordern weite Kreise ein Ende aller Einsätze ihrer Streitkräfte im Ausland, weil die doch nur den Interessen der AIn dienen. Die USA sind spürbar geschwächt. Andererseits gibt es schon wieder eine deutliche Gegenbewegung in den Medien, die die AIn als Verschwörung der ›Nazis‹ darstellen und einen verstärkten ›Kampf für Freiheit und Demokratie‹ fordern. Daß niemand weniger mit den Nazis am Hut haben kann als wir, interessiert diese Hetzer nicht. Für die ist jeder Deutsche, der sich seines Deutschseins nicht schämt, automatisch ein Nazi!«

Zustimmender Applaus erschallte. Noch einmal hob Bittrich die Arme. »Ich komme gleich zum Schluß meiner Rede, denn Sie alle wollen und sollen heim zu ihren Familien. Aber eines muß noch gesagt werden: Das, was man heute in den Ländern des Westens als ›Demokratie‹ verkauft, hat immer weniger mit der Herrschaft des Volkes zu tun, fast wie das zu Recht unter-

---

* Außerirdische Intelligenzen

gegangene System des Ostblocks. Die EU erinnert mich immer mehr an die unselige UdSSR. Wie sieht es denn dort mit der Freiheit wirklich aus? Tatsächlich hat man dort nicht einmal mehr die Freiheit, sich seine Mieter oder Mitarbeiter nach eigenem Gutdünken auszusuchen. Und Meinungsfreiheit? Jemand, der das dortige System derart vehement ablehnt wie manche Journalisten hier in Thule das unsrige« – Bittrich warf Manfred Behrens einen langen Blick zu, bis dieser den Kopf senkte – »hätte dort praktisch Veröffentlichungsverbot, denn keine Zeitung würde ihn anstellen. Wir aber können es uns erlauben, auch unseren Kritikern gegenüber tolerant zu sein und ihnen die Plattform zu bieten, auf der sie ihre Kritik loswerden können. Denn wir sind wirklich frei und brauchen deshalb Kritik nicht zu fürchten. Nur Despoten haben Angst vor Kritik!«

Lauter Jubel erschallte. Selbst Manfred klatschte zögerlich Beifall. Bittrich hatte Mühe, sich noch einmal Gehör zu verschaffen.

Als es endlich wieder halbwegs ruhig war im Saal, bat er Oberst Ali Azimi und Generalmajor Heinrich Geyer aufs Podium. Unter dem donnernden Applaus ihrer Kameraden wurden die beiden mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet – Geyer für die erfolgreiche Befreiung seiner Division aus der Falle von Sellafield, Azimi für den entschlossenen Einsatz der Gorger in China.

Eher zufällig fiel Wittmanns Blick auf Major Klemens Kempowski, der sich heute beinahe schon auffallend von Braun und Behrens fernhielt, obwohl er sich noch vor kurzem fast in jeder freien Minute in der Redaktion der »Thule-Nachrichten« herumgetrieben und Behrens das Material für einen kritischen Bericht über den Gorger-Einsatz am Jungtingho geliefert hatte.

Seine grauen Augen blitzten böse, als Bittrich den höchsten Orden des Reiches an den in Teheran (oder Persepolis, wie er es lieber formulierte) geborenen Kommandanten der Gorger-Division »Demjansk« verlieh. Als er bemerkte, daß Wittmann ihn musterte, senkte er den Blick und rang sich ein falsches Lächeln ab.

*

Die offizielle Weihnachtsfeier war zu Ende, und die Offiziere drängten aus dem Saal, um sich auf den Heimweg zu ihren Familien zu machen.

»Hauptmann Wittmann!« Thulemarschall Bittrich bahnte sich seinen Weg durch die Menge und kam direkt auf Magnus zu.

»Der Bärwolf meint dich!« sagte McBain verblüfft und eine Spur zu laut.

»Ganz recht, Draufgänger«, griente der Oberbefehlshaber. »Und er möchte unter vier Augen mit dem Hauptmann sprechen!«

Täuschte sich Magnus, oder lief Mike tatsächlich ein ganz klein wenig rot an? Auf jeden Fall hatte er den Wink verstanden und trollte sich.

Bittrich zog Wittmann in eine Ecke des Saals, wo ein großer Weihnachtsbaum sie vor neugierigen Blicken abschirmte. Er zog dreimal an seiner dicken schwarzen Havanna, bevor er erklärte: »Eigentlich hätten auch Sie sich das Ritterkreuz verdient, Hauptmann, aber offenbar gibt es auch bei uns im OKT mittlerweile zu viele Paragraphenreiter: Die Auszeichnung soll nur für Kampfeinsätze verliehen werden, und so wichtig Ihre Unternehmungen in den letzten Monaten für uns auch waren, so hatten sie doch eher Geheimdienstcharakter.«

Magnus wollte etwas einwerfen, doch Bittrich hob die Hand mit der Zigarre und fuhr fort: »Das wird sich im kommenden Jahr ändern. Da die Welt nun von unserer Existenz weiß, brauchen wir nicht mehr ganz so vorsichtig aufzutreten wie bisher. Trotzdem sind die besonderen Fähigkeiten, die Sie mitgebracht haben, von unschätzbarem Wert für uns. Ich habe mich inzwischen persönlich davon überzeugt, daß Sie diese Fähigkeiten höchst erfolgreich an die Männer Ihrer Sondergruppe vermittelt haben. Es wird Zeit für den ersten Einsatz der Truppe. Wir müssen zwar zuvor noch einiges klären, aber Anfang Februar dürfte es soweit sein.«

»Je früher, desto besser, Marschall. Darf ich schon fragen, wohin es geht?«

»Nach Deutschland. Nach Thüringen, um genau zu sein. Ins Jonastal.«

»Sagen Sie nur, wir sollen nach S III?«

»Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie bestens informiert sind, Hauptmann. Was wissen Sie über das Sonderbauvorhaben III?«

»Hauptsächlich, daß alle Akten – soweit überhaupt vorhanden – immer noch unter Verschluß sind. Nicht einmal wir vom Verfassungsschutz hatten eine Chance, sie einzusehen!«

»Aus gutem Grund.« Bittrich nippte einmal an seinem Punsch und verzog angewidert das Gesicht. Er winkte Fahnenjunker Denkena, seiner Ordonnanz. »Stellen Sie das süße Zeug weg, und bringen Sie mir einen ordentlichen Whisky! Sie auch einen, Hauptmann?«

Das war ein Angebot, das Magnus keinesfalls ablehnen konnte. Er nickte stumm, innerlich strahlend. Bittrich war berühmt für seinen exquisiten Geschmack, was schottischen Whisky und kubanische Zigarren betraf.

»Zurück zum Thema: Sonderbauvorhaben III. Ein gewaltiger unterirdischer Komplex, der nach allem, was wir wissen, nur äußerst oberflächlich erforscht wurde, weil vermutlich nie zuvor und auch nie mehr danach eine Anlage derart aufwendig mit Sprengfallen gesichert wurde. Hier arbeitete unter der Führung von SS-Obergruppenführer* Hans Kammler unter anderem die Gruppe um Dr. Diebner an der Atombombe.«

»Ja, ja, die berühmte deutsche Atombombe, die niemals fertig wurde, die aber immer noch dazu ausreicht, die Phantasie aller Spinner zu beflügeln«, sagte Magnus mit gequältem Lächeln.

»In diesem Punkt irren Sie, Hauptmann«, erklärte Bittrich kategorisch. Denkena brachte zwei Gläser mit torfbraunem Whisky und zog sich dann wieder außer Hörweite zurück.

Bis auf die drei Männer hatte sich der Saal inzwischen vollständig geleert.

»Die erste Atombombe der Welt wurde schon Anfang März 1945 im ›Kleinen Tambuch‹ gezündet. Das Wissen über diese

---

* Generaloberst

großartige Leistung wird den Deutschen bewußt vorenthalten, um sie nicht wieder ›zu stolz‹ werden zu lassen. Die nächsten beiden Bomben explodierten dann im August.«

»Aber Marschall! Wir haben schon am 8. Mai kapituliert…«

»Nicht wir haben die Bomben abgeworfen, sondern die Amerikaner«, fiel der »Bärwolf« Magnus ins Wort. »Bei seinem raschen Panzervorstoß waren dem amerikanischen General Patton drei Bomben in die Hände gefallen. Er konnte sie unversehrt bergen. Sie wurden sofort über den Atlantik transportiert, wo man sie untersuchte und eine in Los Alamos zu Probezwecken zündete. Die beiden anderen wurden dann auf Hiroschima und Nagasaki geworfen.«

»Kühne Worte… aber haben Sie Beweise dafür?«

»Die brauche ich nicht, denn es sind nicht meine Worte, sondern die des amerikanischen Physikers Robert J. Oppenheimer, der fälschlicherweise als ›Vater der amerikanischen Atombombe‹ gilt und diese Aussage machte, nachdem er in Ungnade gefallen war, weil er sich geweigert hatte, die Atom- zur Wasserstoffbombe weiterzuentwickeln.« Bittrich machte eine kurze Pause, um einen Schluck von dem Whisky zu nehmen, und fuhr dann fort: »Aber die deutsche Atombombe hätte die Niederlage des Reiches auch nicht mehr abwenden können. Mittlerweile gehen unsere Experten davon aus, daß die Forschungen im Jonastal ganz anderen Zwecken dienten – einer ›Endsiegwaffe‹, die selbst dann noch die Wende gebracht hätte, als die Russen Berlin schon umzingelt hatten. Die Atombombe diente nur zur Tarnung, um die feindlichen Geheimdienste zu täuschen. Da lief noch etwas viel Größeres ab. Und was das war oder ist, sollen Sie und Ihre Männer herausfinden, Wittmann.«

Diese Eröffnung mußte Magnus erst einmal verdauen. Aber schon gewann sein pragmatisches Wesen wieder die Oberhand: »Das Gebiet des ehemaligen Sonderbauvorhabens III liegt heute überwiegend auf einem Truppenübungsplatz der Bundeswehr. Ich würde höchst ungern gegen deutsche Soldaten ins Feld ziehen, Marschall, vor allem nicht gegen Wehrpflichtige!«

»Das wird nicht nötig sein«, beruhigte ihn Bittrich. »Wir haben eine andere Möglichkeit gefunden, unser Ziel zu erreichen –

friedlich, ohne jegliche Konfrontation. Die Unterlagen gehen Ihnen noch vor Silvester zu, so daß Sie den Einsatz in Ruhe vorbereiten können.«

Magnus atmete erleichtert auf und zog an seiner Zigarre. »Ich gehe davon aus, daß der Einsatz der Geheimhaltung unterliegt?«

»Sogar der allerhöchsten Stufe, Wittmann. Aber da wäre noch etwas – eine kleine Zusatzaufgabe, die Sie auf dem Weg zum Einsatz sozusagen im Vorübergehen erledigen könnten. Und es wäre mit sehr recht, wenn Sie darüber ein ganz klein wenig plaudern würden.«

*

Langsam wurde es dunkel im Reich Thule. Während in den Häusern der Familien, die Kinder hatten – und praktisch alle Familien hier hatten Kinder –, die Kerzen an den Bäumen entzündet, Weihnachtslieder gesungen und Geschenke ausgepackt wurden, trafen sich die unverheirateten Erwachsenen in geselligen Runden.

Die alte Weisheit hatte selbst tief unter dem ewigen Eis des Südpols nichts von ihrer Wahrheit verloren: Am Weihnachtsabend war der deutsche Mensch nicht gern allein.

Mike McBain bewohnte ein kleines Einfamilienhaus am nordwestlichen Rand der unterirdischen Hohlwelt, ganz in der Nähe des Eingangs zum Fliegerhorst Bärenhöhle, auf dem unter anderem auch seine Jagdbomberstaffel stationiert war. Seine rothaarige Freundin Elsebeth war schon gegen Mittag zusammen mit der blonden Gabi in der Magnetbahn angereist, um das Festmenü vorzubereiten.

Einen Schlüssel brauchte sie nicht, denn im Reich Thule war es unüblich, die Haustüren zu verschließen. Der letzte bekanntgewordene Diebstahl hatte sich 1973 ereignet.

Magnus Wittmann, Manfred Behrens und Mike McBain reisten gemeinsam von der Weihnachtsfeier in Neu-Berlin an. Am Bahnhof war Obergefreiter Walter Matter zu ihnen gestoßen, Manfreds junger Freund. Mittlerweile bewegte er sich recht unbefangen in der Gesellschaft der Offiziere.

Schon in der Bahn war Manfred aufgefallen, wie unbeschwert und fröhlich sich Magnus gab. Das konnte nicht nur an der Vorfreude auf das Weihnachtsfest und einen Abend an der Seite seiner Freundin Gabi liegen.

*

In dem kleinen, aber feinen Haus duftete es verführerisch. Elsebeth und Gabi hatten ein typisch dänisches Weihnachtsessen mit Heringssalat, Entenbraten, glasierten Kartoffeln und Milchreisdessert zubereitet.

Als wäre das schon nicht mehr als genug, hatten sie für die gemütliche Runde danach noch Krapfen mit Buttermilch, Jødekager*, Vanillekränze, Pfeffernüsse und dänischen Glühwein gezaubert.

Magnus und Mike waren normalerweise sehr zurückhaltend und kontrolliert, was das Essen anging, aber an diesem Abend erlagen sie den Verlockungen der Köstlichkeiten, die die Mädchen gezaubert hatten.

»O Mann, wenn ich jetzt starten müßte, bekäme ich die Kiste nur mit Nachbrenner hoch«, seufzte Mike und tätschelte seinen Bauch, der sich tatsächlich ein wenig wölbte unter der Uniform. »Für Piloten der Elefantenklasse sind unsere Heinkels eigentlich nicht ausgelegt.«

»Hauptsache, du bekommst was anderes noch hoch«, griente Manfred.

Der Obergefreite Matter, der dem Glühwein schon kräftig zugesprochen hatte, kicherte anzüglich.

Den anderen im Raum wollte sich die Witzigkeit der Bemerkung allerdings nicht so recht erschließen, also wechselte Manfred rasch das Thema. »Was wollte Bärwolf nach dem Empfang in Neu-Berlin eigentlich noch von dir, Magnus?«

»Ich werde endlich den ersten Einsatz mit meiner Sondertruppe haben«, verkündete er. »Und was das Schöne daran ist,

---

* dänisches Weihnachtsgebäck

Manfred: Du wurdest auserkoren, um mich als Kriegsberichterstatter zu begleiten. Anfang Februar geht es los. Also nimm dir mal nichts vor für die Zeit!«

»Nur das nicht!« Der Journalist wurde blaß. »Als ich mit der ›Hindenburg‹ gegen Engelland gefahren bin, wie ihr es so zynisch formuliert, wurde auf mich geschossen!«

»Aber nicht doch, Manfred«, grinste Mike. »Der Feind wußte nicht einmal, daß du an Bord bist. Die haben einfach nur auf das Schiff geschossen, weiter nichts!«

»Weiter nichts? Weißt du eigentlich, wie man sich fühlt, wenn einem feindliche Granaten um die Ohren fliegen…« Abrupt hielt Manfred inne. Natürlich wußten Mike und Magnus, wie man sich unter feindlichem Beschuß fühlte – sogar viel besser als er, der tief im gepanzerten Bauch des gigantischen Flugzeugträgers so sicher gewesen war wie im Mutterschoß.

»Keine Sorge, Manfred, diesmal geht es nicht in einen Kriegseinsatz. Wir ziehen nur ein kleines, feines Kommandounternehmen durch, bei dem vermutlich kein einziger Schuß fallen wird. Bevor die Polen überhaupt merken, daß sie Besuch hatten, sind wir schon wieder weg.« Magnus lächelte beruhigend, doch sein bester Freund seit Kindertagen war mal wieder in der Laune, sich aufzuregen.

»Polen? Was für eine Teufelei hat sich das OKT jetzt schon wieder ausgedacht?«

»Eigentlich darf ich nicht darüber reden«, setzte der Hauptmann zu einem Rückzieher an, um dann nach einem weiteren Schluck Glühwein dennoch fortzufahren: »Aber da du sowieso den Einsatz begleiten wirst, kann ich dich auch jetzt schon einweihen. Du hältst doch dicht, oder?«

Manfred nickte stumm.

»Also gut: Meine Truppe und ich werden den Stolper Bären befreien, und du darfst darüber berichten.«

»Ich verstehe nicht ganz… wollt ihr Nachschub für den Neu-Berliner Zoo besorgen? Warum ausgerechnet in Polen?«

Magnus knabberte versonnen an einem Jødekager. »Manfred, Manfred, deine Bildungslücken sind größer, als ich dachte. Zuerst einmal: Wir gehen nicht nach Polen, sondern in die alte

Hansestadt Stettin. Wir bleiben also in der Heimat. Und dann ist der Stolper Bär natürlich kein Tier, sondern ein vor mehr als 6000 Jahren beschnitzter Bernstein. Ein Stück deutsche Kulturgeschichte.«

Manfred sah Magnus ebenso fragend an wie alle anderen. Wieder einmal wurde ihm schmerzlich klar, wie uneingeschränkt die Herrscher Deutschlands schalten und walten konnten, wenn nicht einmal Journalisten wie Manfred Kenntnis von den Vorgängen erhielten oder sie schlicht und ergreifend nicht beachteten.

»Die ganze Sache ist im Frühjahr 2008 passiert«, erklärte Magnus seufzend. »Damals warst du noch in Deutschland und müßtest eigentlich davon wissen, mein Freund.«

»Aber ich weiß es nicht. Nun spann mich nicht länger auf die Folter!«

Also plauderte Magnus drauflos: »Der ›Stolper Bär‹ ist Teil einer großen archäologischen Sammlung mit zahlreichen Fundstücken aus Hinterpommern. Seinen Namen hat er, weil man ihn einst im Raum Stolp in Ostpommern fand. Bis 1945 gehörte die Sammlung dem Provinzial- und Landesmuseum Stettin. Als die roten Horden in Deutschland einfielen« – angesichts dieser Wortwahl seufzte Manfred laut und deutlich – »brachte man die Stücke nach Westen in Sicherheit. Allerdings schafften es der Bär und die anderen Gegenstände leider nur bis Stralsund und nicht bis in die späteren Westzonen. Das führte dazu, daß die wertvolle Sammlung nicht an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz fiel, sondern in die Hände des späteren Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern.«

»Nicht so langatmig, Magnus. Worauf willst du hinaus?«

»Ich will darauf hinaus, daß diese Sammlung im Frühjahr 2008 in einer Nacht- und Nebelaktion an das Historische Museum von Stettin übergeben wurde!«

Jetzt war Manfred in seinem Element: »Ja und? Sie ist nur an ihren rechtmäßigen Standort zurückgekehrt, oder?«

»Oder nicht, mein Freund. Denn die Stadt Stettin ist heute in polnischer Hand. Die Sammlung mit dem ›Stolper Bären‹ aber ist unzweifelhaft deutsches Eigentum.«

»Hinterpommern gehört nun einmal heute zu Polen. Historische Funde aus dieser Gegend sollte man dann auch dort zeigen, wo sie gemacht wurden.«

»Ja, damit die Deutschen möglichst rasch vergessen, daß Ostdeutschland nicht an der Grenze zu Polen endet, sondern dort erst beginnt!«

»Mach dich doch nicht lächerlich, Magnus! Beide Staaten gehören heute zur EU. Kleingeistige nationale Grenzen sind damit überflüssig!«

»Manfred, manchmal verstehe ich dich einfach nicht. Stell dir einmal vor, ein völlig Fremder quartiert sich in deinem Gästezimmer ein. Bevor er sich darin breitmacht, kann Walter gerade noch den teuren neuen Fernseher rausholen. Gehst du dann hin und gibst dem Fremden den Fernseher zurück, weil er ja eigentlich ins Gästezimmer gehört?«

»Das ist doch etwas völlig anderes…!«

»Nein, das ist es nicht. Die Behörden in der BRD haben offenbar kein großes Interesse mehr an der Bewahrung deutschen Kulturgutes – ganz im Gegensatz zu uns. Daher hat mir der Thulemarschall befohlen, den ersten heißen Einsatz meiner Sondergruppe dazu zu nutzen, die Sammlung aus polnischer Hand zu befreien und ins Museum der Deutschen Nation nach Neu-Berlin zu bringen. Das wird eine gute Fingerübung für meine Männer, und du darfst ein paar Tage mit uns im Stahlzeppelin verbringen, um über den Einsatz zu berichten.« Manfred schwieg, und so sah sich Magnus zu einem Hinweis genötigt: »Dir ist klar, daß diese Informationen geheim sind. Wenn du vorher etwas ausplauderst, komme ich in Teufels Küche!«

*

Natürlich hatte er geplaudert – ganz wie der »Bärwolf« es geplant hatte.

Ohne Zielmarkierung durch feindliche Truppen war Stahlzeppelin SZ 47 »Adolf Jäckel« nicht anzumessen und zog daher friedlich im Schutz seiner künstlichen Wolke durch die regnerische Nacht nach Südwesten, dem eigentlichen Ziel des Ein-

satzes entgegen. Von diesem Ziel hatte Magnus selbstverständlich nichts erwähnt. Trotzdem kochte er innerlich vor Wut, als er von der Funkzentrale des Zepps aus über die abhörsichere Satellitenverbindung mit Thulemarschall Bittrich sprach.

»Der Nebenauftrag wurde erfolgreich durchgeführt. Die Sammlung befindet sich unversehrt an Bord, und außer einem harmlosen Streifschuß hat keiner meiner Männer etwas abbekommen. Auf seiten des Gegners sieht das leider anders aus.«

»Ich weiß, Hauptmann. Die Nachrichtensender in aller Welt haben momentan kein anderes Thema. Der Absturz der MiG ins Stadtzentrum ist höchst bedauerlich – mehr als 30 Zivilisten sind dabei ums Leben gekommen. Hätte sich ein Pilot unserer Luftwaffe dermaßen feige verhalten, ich ließe ihn vors Kriegsgericht stellen!«

»Auf jeden Fall müssen wir davon ausgehen, daß die Aktion verraten worden ist. Allerdings kann die Information nicht sehr lange vor Einsatzbeginn an den Feind hinausgegangen sein, denn dessen Aktionen waren hastig, unkoordiniert und beinahe panisch. Aber mein lieber Freund Manfred hat geplaudert, soviel steht fest. Soll ich ihn verhaften lassen?«

»Nein, nein, Wittmann, das ist nicht nötig. Wir wußten doch beide, daß Behrens so ein Geheimnis auf keinen Fall für sich behalten kann. Deswegen ist er ja auch seit Weihnachten rund um die Uhr überwacht worden. Für seine Verhältnisse war er wirklich verschwiegen wie ein Grab. Auch der Soldat Matter war ja informiert und wurde überwacht. Man mag von ihm halten, was man will, aber seine soldatische Pflicht kennt er.« Also wußte der Oberbefehlshaber selbst *darüber* Bescheid. »Er bleibt wie besprochen dabei und wird die Chronik Ihres Einsatzes verfassen. Solange wir uns stets im klaren sind über seine Eigenheiten, kann er ein wertvolles Mitglied unserer Gemeinschaft sein und dem Reich Thule noch viele gute Dienste leisten.«

»Wenn Behrens den Polen nichts gesteckt hat, wer dann?«

»Ich habe einen dringenden Verdacht, Hauptmann, aber noch kann ich ihn nicht beweisen. Daher werde ich auch weiter nichts dazu sagen – außer, daß ich unsere Spezialisten auf den Fall angesetzt habe.«

Mit einem unruhigen Gefühl in der Magengegend unterbrach Magnus die Verbindung. Wenn sich der Thulemarschall persönlich der Sache annahm, war sie von höchster Bedeutung. Ein Verräter in Thule – eigentlich unvorstellbar!

*

Ohne anzuklopfen betrat Magnus Wittmann die kleine Kabine an Bord des Stahlzeppelins, die Manfred Behrens zugewiesen worden war. Der Journalist saß am Rechner und schrieb.

Er sah ein wenig überrascht auf, als der Offizier in voller Kampfmontur den kleinen Raum betrat. »Gut, daß du kommst, Magnus, dann brauche ich dich nicht mehr zu suchen. Es gab eine Schießerei, und wenn ich mich nicht täusche, wurden sogar Raketen abgefeuert. Das alles für einen schnuckeligen kleinen Museumseinbruch? Mach mir doch nichts weis! Was habt ihr jetzt wieder angestellt?«

»Die Frage ist doch eher, was *du* angestellt hast!« Magnus hatte Manfred am Kragen gepackt und zog ihn hoch, als hätte er kein Gewicht. Der körperliche Übergriff und mehr noch die unverhüllte Wut in der Stimme seines Freundes ließen den Journalisten erbleichen. Er fiel in eine Art Schreckstarre wie ein kleiner Terrier im Maul eines Dobermanns.

»Gar nichts habe ich gemacht! Ehrlich! Das mußt du mir glauben!«

»Und wieso wußten die Polen dann, daß wir kommen?« Magnus sah die Angst in Manfreds Augen und setzte ihn wieder ab. Jetzt tat ihm der Kleine fast schon wieder leid. »Mit wem hast du über den Plan geredet, Manfred?«

Der schaltete jetzt auf Schmollen um. »Warum muß ich wieder derjenige sein, der geplaudert hat? Immerhin waren wir zu sechst am letzten Weihnachtsabend. Aber nein, für den großen deutschen Helden Wittmann kommt natürlich immer nur der Schwule als Plaudertasche in Frage!«

»Mit wem, Manfred?«

Jeglicher Widerstandssinn in dem gutaussehenden Mann erlosch. Er sank regelrecht in sich zusammen. »Ich habe natürlich

mit Uschi gesprochen, aber erst kurz vor unserem Abflug. Sie muß ja schließlich wissen, wenn ihr bester Mann nicht in der Redaktion ist – und daß sie Platz freihalten muß für meine Reportage über den Einsatz!«

Uschi Braun war Ressortleiterin bei den »Thule-Nachrichten« und nicht nur Manfreds direkte Vorgesetzte, sondern auch eine Art mütterliche Freundin. Die – um es freundlich zu formulieren: robuste – Frau hatte regelrecht einen Narren an Behrens gefressen. Vermutlich wegen seiner Homosexualität, die für sie wohl eine Art Protest gegen das verhaßte »System Thule« darstellte.

»Deshalb also hatten die Polen so wenig Zeit, sich vorzubereiten«, murmelte Wittmann mehr zu sich selbst.

»Du glaubst doch nicht, daß Uschi…« Manfred konnte den Satz nicht vollenden.

»Was ich glaube, ist nicht von Belang. In dieser Nacht sind mindestens 50 Menschen gestorben, weil jemand dem Feind etwas gesteckt hat!«

Manfred wurde kreidebleich: »Du… du hast jeden zweiten Mann verloren?«

»Keinen einzigen. Die Opfer gab es nur beim Gegner. Und die meisten von ihnen sind leider Zivilisten.« In aller Ausführlichkeit schilderte Wittmann nun die Ereignisse der letzten Stunde.

Als er geendet hatte, konnte Manfred nur noch flüstern: »Und all das Leid wegen ein paar alter Bernsteine…«

»Nein, mein Freund. All das Leid, weil deine liebe Freundin Uschi uns an den Feind verpfiffen hat!«

»Das glaube ich nicht! Jemand anders muß die undichte Stelle sein. Sobald wir zurück in Thule sind, stelle ich sie zur Rede!«

»Das kann leider noch etwas dauern, Junge. Denn unser eigentlicher Auftrag beginnt erst jetzt.« In knappen Worten umriß Magnus die Planung für die kommenden Wochen.

Völlig verblüfft protestierte Manfred: »Aber… aber ich dachte, wir wären morgen zurück in Thule! Ich wollte doch unbedingt über den Kriegsgerichtsprozeß gegen Mike berichten!«

Ganz in Weiß und ganz in Eisen ziehen wir durch Feindesland
Beugen uns vor keinem Götzen, brechen jeden Widerstand

(Von Thronstahl)

3. Durch den deutschen Wald

Mike McBain hatte eine ungute Vorahnung, als er das direkt neben dem Bau des Bismarck-Blocks gelegene Reichskriegsgericht betrat. Zahlreiche internationale Fotografen, Reporter und Fernsehberichterstatter stürzten sich auf ihn, als er in seiner schmucken schwarzen Ausgehuniform auf die Freitreppe zuschritt, die zum säulenbewehrten Eingang des Gerichtsgebäudes führte.

Der Hauptmann hatte das zweifelhafte Vergnügen, Gegenstand des ersten Kriegsgerichtsprozesses seit mehr als 20 Jahren zu sein, der hier geführt wurde. Oberst Lukas von Galen, der ihm vom OKT zugewiesene Verteidiger, scheuchte die aufdringliche Meute beiseite und erklärte immer wieder: »Kein Kommentar!«

Einer besonders aufdringlichen Reporterin mit engelsgleichem Gesicht und teuflisch scharfer Figur, deren Mikrofon den Aufdruck »Fox News« trug, gelang es tatsächlich, die anderen zu übertönen. Sie rief in breitestem Amerikanisch: »Captain McBain, Sie sind nicht nur aus den Reihen der US Air Force desertiert und zum Feind übergelaufen, Sie werden auch noch der schlimmsten Kriegsverbrechen beschuldigt. Warum verhalten Sie sich nicht wie ein Offizier und Gentleman und stehen zu den Greueln, die Sie verübt haben?«

Mike konnte seinen Ärger kaum noch im Zaum halten und wollte zu einer geharnischten Erwiderung ansetzen, als von Galen ihm schwer die Hand auf die Schulter legte und in bestem

Oxford-Englisch antwortete: »Der Captain lehnt es ganz entschieden ab, sich einem selbsternannten Tribunal internationaler Hetzmedien zu stellen. Gerade sie als Amerikanerin sollten doch verstehen, Miß, daß jeder Mann das Recht hat, sich nur vor seinesgleichen zu verantworten. So steht es doch in Ihrer Verfassung, oder? Und deswegen wird sich Captain McBain vor seinesgleichen verantworten, vor Soldaten und Offizieren, und nicht vor dahergelaufenen selbsternannten Scharfrichterinnen mit Mikrofon in der Hand und Kamera im Rücken!«

Die Reporterin schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen und suchte vergeblich nach einer Erwiderung. Sie war es gewohnt, daß man vor der von ihr vertretenen »Macht der Medien« einknickte – und wenn man das schon nicht tat, dann wenigstens vor ihr als Frau und gutaussehender noch dazu. Widerspruch kam in ihrem Konzept vom Leben einfach nicht vor.

Daß ihr jemand – noch dazu vor laufender Kamera! – dermaßen frech in die Parade fuhr, empfand sie als Unverschämtheit. Wie sehr sie sich durch ihre mangelnde Schlagfertigkeit gerade blamiert hatte, wurde ihr überhaupt nicht bewußt.

Mike atmete auf, als er und von Galen die kühle Eingangshalle des Gerichtsgebäudes betraten. Hier drinnen ging es gesitteter zu, dafür sorgten schon die »Kettenhunde« der Feldjäger. Trotzdem vermochte sich der Pilot nicht wirklich zu entspannen.

Der Kriegsgerichtsprozeß, der vor ihm lag, war keine einfache Sache, die man auf die leichte Schulter nehmen durfte.

Wie hatte es nur so weit kommen können? Mit Schaudern dachte Mike an die ersten Wochen des Jahres 2011 zurück…

*

»Ist diese Irre nun völlig übergeschnappt?« Thulemarschall Bittrich hatte die Hauptleute Wittmann und McBain sowie den Journalisten Behrens in sein Büro bestellt. Vor ihm lag die aktuelle Ausgabe der »Thule-Nachrichten« vom heutigen Tag, Samstag, dem 8. Januar 2011.

»Thule-Truppen bieten Kriegsverbrecher Schutz« prangte in riesigen schwarzen Lettern quer über der Titelseite. Der dazugehörige Artikel war mit einem dreispaltigen Foto von Mike McBain in seiner schmucken schwarzen Thule-Uniform illustriert.

»Diese… diese *Uschi* erklärt Sie zum schrecklichsten Menschen auf Erden!« knurrte Bittrich, der offenbar ebenfalls von Major Meduna erfahren hatte, was der Name auf Japanisch bedeutete. »Im Prinzip wäre mir die Meinung der Dame herzlich egal, aber seit Montag haben wir die internationalen Journalisten im Reich. Kaum hatten die ersten von denen unseren Boden betreten, setzte die Kampagne der ›Thule-Nachrichten‹ ein. Seitdem bringen die jeden Tag einen Aufmacher über Ihre angebliche Schandtat in Schanghai, Hauptmann! Diese Braun will Ihren Kopf! Was haben Sie der nur getan?«

»Gar nichts! Ich kenne die Frau nicht einmal!« In diesem Augenblick wirkte McBain alles andere als draufgängerhaft.

Bittrich schnaubte wütend und fixierte Behrens mit einem Blick, der den Journalisten unmittelbar dazu brachte, die Schultern einzuziehen und in seinem Sessel fast zu versinken. »Was ich nicht verstehe: Wieso beteiligt sich die gesamte Redaktion dieses Schmierenblattes an einer derartigen Kampagne? Die hat doch nur ein Ziel: uns vor den Augen der Weltpresse in den Schmutz zu ziehen!«

Manfred atmete dreimal tief durch und setzte dann sein Trotzgesicht auf. »Es ist durchaus nicht so, als ob die gesamte Redaktion hinter dieser Kampagne stünde. Ich finde sie ja auch übertrieben, und das geht den meisten anderen ebenso. Selbst unser Chefredakteur… unser Schriftleiter«, korrigierte er sich rasch, als er Bittrichs hochgezogene Augenbraue sah, »ist gegen die Artikelserie. Aber Uschi beruft sich auf die von der Verfassung Thules garantierte Freiheit der Presse. Und Mikes Einsatz über Schanghai ist bekannt. Sie plaudert also keine militärischen Geheimnisse aus.«

»Ich wußte, daß diese Kuh uns haßt« – jetzt war das Wort heraus – »aber soviel Raffinesse hätte ich ihr nicht zugetraut. Sie nutzt die Anwesenheit der Weltpresse, um uns schlecht aus-

sehen zu lassen.« Der Marschall grübelte. »Wenn wir die Kampagne unterbinden, läuft sie zu ihren ausländischen Kollegen und jammert über die Unterdrückung der Pressefreiheit im bösen, bösen Thule. Lassen wir sie weiter frei schreiben, stellt sie uns als Bande hin, die einen Kriegsverbrecher deckt!«

»Ich könnte sie verschwinden lassen«, schlug Wittmann vor, was ihm einen entsetzen Blick Manfreds eintrug. »Vorübergehend oder auch dauerhaft!«

Auch der Marschall war mit diesem Vorschlag nicht einverstanden. »Das habe ich nicht gehört, Hauptmann! Im Reich Thule herrschen Recht und Gesetz. Wir bekämpfen unsere Gegner stets mit offenem Visier. Die hinterhältigen Methoden der Freiheitsfeinde in aller Welt haben wir nicht nötig, ist das klar?«

Magnus nickte stumm, und er lief sogar ein ganz klein wenig rot an.

»Nein, wir haben nur eine Möglichkeit, dieser freundlichen Dame den Wind aus den Segeln zu nehmen.« Bittrich hatte sich wieder beruhigt und verkündete seinen Entschluß: »So leid es mir tut, wir werden Hauptmann McBain vors Kriegsgericht stellen und wegen des Neutronenbombenwurfs auf Schanghai anklagen müssen. Ich leite gleich alles in die Wege, um das so schnell wie möglich zu bewerkstelligen. Ich denke, wir können das Verfahren schon für Anfang Februar ansetzen. Bis dahin sind Sie von allen Aufgaben suspendiert, Mike. Sie haben das Recht auf einen Verteidiger Ihrer Wahl, aber wenn Sie mir vertrauen, sollten sie Oberst von Galen nehmen. Ich rufe ihn gleich an, damit er sich mit Ihnen in Verbindung setzt. Noch Fragen?«

Nein, Mike hatte keine Fragen mehr. Er fühlte sich gerade, als sei ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

*

Eine halbe Stunde später saß Manfred Behrens in Uschi Brauns Büro im Redaktionsgebäude der »Thule-Nachrichten«. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatte er ihr alles erzählt, was vorhin im Büro des Marschalls besprochen worden war. Nun ja – fast alles. Die Episode mit der japanischen Bedeu-

tung des Wortes »Uschi« hatte er ausgelassen, weil er um ihren aufbrausenden Charakter wußte.

»Warum um alles in der Welt will der alte Drecksack den Prozeß so schnell ansetzen? Was verspricht er sich davon?«

»Wie er sagte, will er der Weltpresse nicht nur demonstrieren, daß sich das Reich Thule an die eigene Verfassung hält, sondern vor allem auch, daß bei uns Kriegsverbrechen keinesfalls geduldet werden.«

»Bei uns? Zählst du dich jetzt schon zu denen, Manfred?«

»Du weißt, wie ich das gemeint habe, mein Schnuckelchen. Und du vergißt hoffentlich nicht dein Versprechen, daß ich derjenige bin, der für unser Blatt von dem Verfahren berichten darf.«

»Ganz bestimmt nicht. Trotzdem verstehe ich nicht, weshalb Bittrich das Verfahren ansetzt, solange die ganze Weltpresse noch hier ist. Die werden sich auf den Prozeß stürzen. Solange die Meute hier ist, hat er keine Chance, Akten zu fälschen oder Beweise zu unterdrücken. Die Richter werden gar nicht anders können, als diesen dahergelaufenen Amerikaner zum Tode zu verurteilen!«

*

Der nächtliche Februarregen über Ostdeutschland hatte Thüringen nicht erreicht. Über dem Waldgebiet westlich von Arnstadt hingen schwere Nebelbänke, als sich SZ 47 im allerersten Licht des frühen Morgens vom Himmel senkte.

30 Männer in Zivil sprangen aus dem Stahlzeppelin auf bundesdeutschen Boden. Für das, was vor ihnen lag, waren nicht alle Angehörige der »Sondergruppe Wittmann« vonnöten. Der Hauptmann hatte 25 seiner besten Männer ausgesucht. Zusammen mit ihm selbst, drei Doktoren vom Schulz-Institut in Neu-Berlin und dem Berichterstatter Behrens war die Gruppe komplett.

Keiner der Männer trug eine Waffe, jeder von ihnen führte falsche Papiere mit sich. Wittmann, Behrens und einige andere, die das System kannte, hatten ihre Gesichter mit den schon be-

kannten Folien getarnt, die an der Technischen Hochschule Neu-Berlin entwickelt worden waren und das Aussehen ihres Trägers ebenso komplett wie unauffällig veränderten.

Diesmal hatte keiner eine dunkle Hautfarbe gewählt – was in Berlin ein Vorteil war, hätte hier nur auffällig gewirkt.

Die Männer trennten sich und huschten einzeln oder zu zweit davon. Wittmann gab das verabredete Handzeichen, der Stahlzeppelin hüllte sich wieder in seine künstliche Wolke und verschwand im Dunst des Morgenhimmels.

Seite an Seite stapften Magnus und Manfred los. Bald hatten sie einen kleinen Waldweg erreicht, der in Richtung der Landstraße von Gotha nach Arnstadt führte.

Es war kalt und still, der Atem der beiden Männer kondensierte an der frischen Luft.

Schließlich brach Manfred das Schweigen. »Wo ziehst du mich jetzt nur wieder rein?« beschwerte er sich. »Ich dachte, nach unserem kleinen Überfall auf Polen kehren wir heim nach Thule! Immerhin beginnt morgen Mikes Prozeß, und über den wollte ich schließlich berichten.«

»Es freut mich, daß du im Zusammenhang mit Thule von ›Heimkehr‹ sprichst, Manfred. Dann fühlst du also ganz ähnlich wie ich. Das Reich ist die Heimat, die uns die Bundesrepublik schon lange nicht mehr sein konnte und auch nicht mehr sein wollte!«

Behrens sah aus wie ein ertappter Schuljunge und wechselte rasch das Thema: »Ich kann ja verstehen, daß du mir nicht mehr vertraust, Magnus, aber über die Sache in Polen habe ich wirklich nur mit Uschi gesprochen. Du mußt mir glauben, daß ich niemanden verraten wollte. Und ich glaube nach wie vor nicht, daß Uschi etwas verraten hat. Dazu ist sie viel zu sehr Profi!«

Wittmann schnaubte verächtlich, sagte aber nichts.

Und so fuhr Manfred fort: »Aber ganz gleich, was du von mir hältst, jetzt bin ich kaum in der Lage, jemandem etwas zu verraten. Also, was machen wir hier?«

Mit unbestimmter Geste deutete Magnus nach Süden. »Wir befinden uns am Rande des Jonastals. Sagt dir das gar nichts?«

»Nein. Warum sollte es?«

Doch der Hauptmann in Zivil sprach kein Wort mehr, bis sie am späten Vormittag Arnstadt erreicht hatten. Manfred, sein bester Freund seit ihrer gemeinsamen Schulzeit, hatte sich anders als er niemals für die geheime und weithin verschwiegene Seite der deutschen Geschichte des Zweiten Weltkriegs interessiert. Er war vollauf zufrieden damit, all das im Schlaf nachplappern zu können, was Siegermächte und »politische Korrektheit« von ihm verlangten. Alles andere hätte er höchstens als Belastung betrachtet.

Wittmann lächelte grimmig in sich hinein. Manfred stand eine gewaltige Überraschung bevor.

*

Zur Mittagszeit hatten alle Angehörigen von Wittmanns Sondergruppe ihr Ziel erreicht: das Hotel »Alte Stadt« in der Altstadt von Arnstadt – eine äußerst städtische Formulierung, wie Manfred grinsend verkündete.

Keiner der Männer war aufgefallen oder angehalten worden. Begrüßt wurden sie von Wieland Eichfeld, dem Besitzer des Hotels: »Alle meine Zimmer sind für Sie reserviert, das Personal hat entweder Urlaub oder ist absolut verläßlich. Willkommen in unserer immer noch schönen kleinen Stadt!«

Der Hotelier war ein eher unscheinbarer, drahtiger Mann Mitte 50, mittelgroß und schlank. Das immer noch volle dunkelbraune Haar wurde von ersten Silberfäden durchwoben.

Magnus stellte jeden einzelnen seiner Männer persönlich vor. Sie alle wurden in Doppelzimmern untergebracht, und wie zuvor festgelegt teilte er seines mit Manfred. So war von vornherein ausgeschlossen, daß der mit seinen speziellen Vorlieben Unruhe in die Truppe brachte.

Aus Monaten intensiven Trainings kannte der Hauptmann seine Männer genau. Er hätte es nicht passend gefunden, mit einem Berichterstatter nach Thule zurückzukehren, dessen Gesicht grün und blau geschlagen war und dem vielleicht sogar ein paar Zähne fehlten. Und außerdem war Manfred nun einmal sein Freund. Und zu Freunden hielt man. Immer.

Die meisten Männer in Thule – und vor allem die Soldaten – reagierten auf homosexuelle Annäherungsversuche wesentlich weniger tolerant als Magnus im speziellen Fall Manfred. Andererseits wußte der Journalist inzwischen, daß er sich bei seinem Freund höchstens einen Satz heiße Ohren holen konnte, wenn er zu weit ging.

Auch im gemeinsamen Hotelzimmer war nicht mehr drin als höchstens mal ein verstohlener Blick.

Nur Gedanken und Träume waren frei.

*

Eichfeld ging gemeinsam mit Magnus, Leutnant Kaltmeister, Oberfeldwebel Posner und dem unvermeidlichen Manfred in den Keller seines Hotels. Die Gewölbe waren muffig, weitläufig, verwinkelt und für einen großen Mann wie Magnus eigentlich viel zu niedrig.

»Das Haus geht bis ins Jahr 1554 zurück, wurde immer wieder aus- und umgebaut«, erklärte Eichfeld. »Für jemanden wie mich ist es nahezu ideal.«

»Jemanden wie Sie? Was genau soll das heißen? Ich nehme mal an, Sie sind mehr als ein gewöhnlicher Hotelier?« Manfreds berufliche Neugier war geweckt.

»Das kann man so sagen. Schon während ich meinen Wehrdienst bei der NVA* ableistete, kam ich in Kontakt mit Angehörigen der Thule-Truppen.«

Manfred machte große Augen. »Die Nazis hatten also auch die DDR unterwandert? Kein Wunder, daß die zusammengebrochen ist!«

Eichfeld holte tief Luft und wollte zu einer geharnischten Erwiderung ansetzen, aber Magnus verdrehte nur die Augen und erklärte. »Nehmen Sie's nicht persönlich. So ist unser lieber Herr Behrens nun mal – sobald er ein wenig gegen das Reich

---

* »Nationale Volksarmee« in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, der sogenannten »DDR«

Thule hetzen darf, läuft er zur Höchstform auf. Doch da selbst der Bärwolf seine Arbeiten schätzt, lassen wir ihm die Narrenfreiheit, die er so dringend braucht wie ein MG-Schütze an der Front den nächsten Patronengurt.«

»Von mir aus soll er hetzen, soviel er will. Aber Sie wissen schon, daß kein Wort über meine Person in den ›Thule-Nachrichten‹ erscheinen darf – vor allem in diesen modernen Zeiten nicht, wo das OKT Hinz und Kunz ins Reich läßt!«

Magnus konnte den Hotelier beruhigen: »Unsere kleine Aktion hier gilt als Kriegseinsatz und unterliegt daher der Zensur. Herr Behrens wird seine Berichte allesamt beim OKT einreichen, wo kompetente Offiziere darüber entscheiden, was und ob überhaupt etwas der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Je nachdem, was wir hier finden, kann er vielleicht ein Buch über diesen Einsatz veröffentlichen – nach seinem Tod!«

Manfred kehrte einmal mehr den Beleidigten hervor. »Um über euren kleinen Raubzug gegen die Polen zu berichten, bin ich also gut genug! Und warum soll ich über unseren Besuch in der Bundesrepublik nichts schreiben?«

»Erstens war das kein Raubzug, sondern höchstens eine Befreiungsaktion für deutschen Besitz«, knurrte Magnus. »Zweitens wirst du sehr bald erkennen, daß der jetzige Einsatz viel mehr ist als ein bloßer Besuch!«

»Und drittens lege ich keinen Wert darauf, enttarnt zu werden«, ergänzte Eichfeld. »Ich betreibe eben nicht nur mein kleines Hotel, sondern rekrutiere seit Jahren deutsche Kämpfer und deutsche Fräuleins für das Reich Thule. Und diese wichtige Aufgabe möchte ich noch ein paar Jahre länger durchführen!«

»Ach, *so einer* sind Sie!« Behrens legte alle Verachtung, derer er fähig war, in seine Stimme. »Ein Rattenfänger für echte Arier, was?«

Der Hotelier wollte aufbrausen, sah aber, wie Magnus hinter Manfreds Rücken müde abwinkte. Es lohnte sich einfach nicht, sich auf eine Diskussion mit dem selbsternannten Helden der politischen Korrektheit einzulassen.

Eichfeld führte die Männer zu Kisten und Kästen ohne jegliche Markierung. Sie stapelten sich in den Kellergewölben und

enthielten Waffen, Munition und jede Menge technischer und wissenschaftlicher Geräte.

»Ganz schön eng zwischen all dieser Ausrüstung«, konstatierte Kaltmeister, ein schlaksiger junger Blondschopf von gerade 22 Jahren mit einem offenen, stets freundlich lächelnden Gesicht. Magnus wußte so gut wie kein zweiter, daß sich dieser freundliche Eindruck sehr schnell als Täuschung erweisen konnte: Im Kampf war Kaltmeister ebenso hart wie rücksichtslos, einer der schwersten Gegner, die man sich nur denken konnte – und die man sich niemals wünschen würde.

»Und wozu all das Zeug? Vorräte für den großen Mitbürgerkrieg, der doch nie kommen wird?« ätzte Manfred.

Eichfeld beschloß die erneute Spitze zu überhören. »Die Enge im Keller ist sozusagen die Ursache unseres heutigen Zusammentreffens. Weil der Lagerraum kaum noch ausreichte, habe ich damit begonnen, die Gewölbe ein wenig auszubauen – heimlich, versteht sich.« Er schob einen schweren Eichenschrank beiseite, der an der hinteren Kellerwand stand und sich erstaunlich leicht bewegen ließ, weil er auf verborgenen Rollen stand. Hinter dem Schrank wurde eine große Öffnung in der Wand sichtbar, die mit Beton eingefaßt war. Eichfeld ging voran in den dahinterliegenden Raum, der deutlich neueren Ursprungs war als die Gewölbe unter dem Hotel. Provisorisch unter der Decke befestigte Leuchtstoffröhren spendeten fahles Licht. Der Raum war höher und weiter als die historischen Gewölbe davor.

»Es war gar nicht so einfach, den Abraum unbemerkt aus dem Haus zu schaffen und die Baumaterialien herzubringen, ohne daß ein netter Nachbar etwas bemerkte und auf die Idee gekommen wäre, dem Bauamt einen Tip zu geben«, erklärte Eichfeld. »Daher haben sich die Arbeiten ziemlich lange hingezogen – und ich habe erst vor ein paar Wochen *das hier* entdeckt!«

Er trat an die Rückwand, die noch nicht vollständig mit Beton verkleidet war. Man sah den nackten Kalkstein unter der Stadt und eine unregelmäßige Öffnung darin. Dahinter war es dunkel. Er schaltete eine starke Lampe ein, die durch die Öffnung in die Schwärze leuchtete, und trat dann beiseite.

»Sehen Sie selbst!« sagte er mit einer einladenden Handbewegung.

Es war Manfred, der sich als erster durch die Öffnung drängte – und ein höchst verständnisloses Gesicht machte. »Ein alter Bergwerksstollen – ist das alles?«

»Ich würde lieber nicht zu weit hineingehen, Herr Behrens, denn da gibt es Sprengfallen«, sagte Eichfeld und grinste böse, als Manfred wie von der Tarantel gestochen zurücksprang. »Eine gleich im Eingangsbereich konnte ich entschärfen, aber nur, weil ich mehr Glück als Verstand hatte. Für so etwas bin ich nicht ausgebildet!« Er deutete auf die rostigen Gleise einer Grubenbahn, die im Licht der Lampe ebenso sichtbar wurden wie einige alte offene Waggons und eine kleine elektrische Zugmaschine, wie man sie vielleicht vor 70 Jahren in Kohlengruben zum unterirdischen Transport der Bergleute eingesetzt haben mochte. »Offenbar gab es hier früher so etwas wie eine Endstation, aber der Zugang nach oben in die Stadt ist verschüttet.«

Er trat durch die Öffnung in der Wand und winkte den anderen, ihm zu folgen. Den sicheren Bereich hatte er mit Kunststoffband markiert.

Der unterirdische Hohlraum war etwa 20 Meter lang, fünf Meter breit und kaum mehr als zwei hoch.

Auf einem Stativ innerhalb des gesicherten Bereichs stand ein Scharfschützengewehr mit Nachtsichtoptik und Infrarot-Zielbeleuchtung. Eichfeld deutete auf die Waffe, die kein Magazin trug und deren Verschluß geöffnet war, so daß man sah, daß sich auch in der Kammer keine Patrone befand. »Ich habe das Gewehr als Meßgerät mißbraucht«, sagte er. »Der Stollen, durch den das Lorengleis verläuft, zieht sich schnurgerade in den Berg, jedenfalls soweit die Zieloptik reicht… und das sind zwei Kilometer. Ich habe die Himmelsrichtung, in die der Stollen verläuft, so gut vermessen, wie mir das mit meinen eingeschränkten Möglichkeiten hier unten möglich war. Er führt exakt nach Südwesten…«

»… also genau in den Bereich des ehemaligen Sonderbauvorhabens III«, ergänzte Magnus.

Eichfeld nickte stumm, während Manfred beide Männer fragend ansah. »Hätte jemand die Güte, mich darüber aufzuklären, wovon hier die Rede ist?«

»Nachher«, sagte Magnus mit Nachdruck. »Da angesichts der Bedeutung dieser Anlage davon auszugehen ist, daß wir hier auf weitere Sprengfallen stoßen, ordne ich an, daß sich die Männer für den Rest des Tages ausruhen. Die vergangene Nacht war anstrengend, und ich möchte nicht, daß jemand einen Fehler macht, nur weil er nicht ausgeschlafen ist.«

*

Am nächsten Morgen wußte Manfred alles über das ehemalige Sonderbauvorhaben III und wunderte sich jetzt auch nicht mehr darüber, daß drei Wissenschaftler des hochangesehenen Instituts von Professor Schulz zu ihrer Gruppe gehörten.

Auch wenn er die Gründe, die zum Bau der geheimen Anlage geführt hatten, von ganzem Herzen ablehnte, so war er doch neugierig darauf, Überreste des Dritten Reiches zu erkunden, von denen scheinbar weder die damaligen Sieger noch die Bundesregierung etwas wußten.

Oberfeldwebel Posner machte sich mit drei Spezialisten jenseits von Eichfelds Keller daran, mögliche Sprengfallen zu entdecken und zu entschärfen. Im Laufe des Vormittags gelang es den Männern, den Bereich des unterirdischen Bahnhofs vollständig zu sichern.

»Die meisten der Fallen hätten wir noch vor zehn Jahren nicht finden können«, erstattete Posner Meldung. »Ihre Technik und ihr Aufbau waren der damaligen Zeit um Jahrzehnte voraus. Und auch heute noch hätten wir die eine oder andere vielleicht übersehen, wenn die verwendeten Sprengstoffe nicht langsam alt würden und ausgasten.« Er deutete auf einen kleinen Apparat, den er mit einer Schlaufe am Gürtel befestigt hatte. »Diese hochempfindlichen Gasspürer lassen sich zum Glück mit ausreichender Genauigkeit auf die Nitroverbindungen der damals verwendeten Sprengstoffe einstellen, so daß wir die Fallen sozusagen erschnüffeln konnten.«

»Was ist mit dem Stollen?« wollte Wittmann wissen.
»Wir sind gut einen Kilometer tief eingedrungen und haben keine weiteren Fallen entdeckt«, erklärte Posner. »Vermutlich gibt es tiefer im Berg noch eine große Sprengladung, die von Hand gezündet werden konnte und den Stollen auf einer weiten Strecke zum Einsturz gebracht hätte, wäre eine der Fallen hier hochgegangen.«
»Von Hand? Warum nicht automatisch?« warf Manfred fragend ein.
»Das hätte wenig Sinn ergeben, weil der Stollen hier unter der Stadt wohl als eine Art allerletzter Flucht- und Versorgungsweg gedacht war«, erklärte Posner. »Ich glaube nicht, daß wir in dem Gang auf weitere Fallen stoßen, die wir aus Versehen auslösen könnten.«
»Aber Sie wissen es nicht genau, Posner, oder?« hakte Wittmann nach.
»Fast, Herr Hauptmann. Wir haben in der Lokomotive der Grubenbahn einen volltransistorierten Sender entdeckt, der unserer Meinung nach keinen anderen Zweck haben kann als das Ausschalten weiterer Fallensysteme.«
»Funktioniert der Sender noch?«
»Davon gehen wir aus!«
»Also bauen wir ihn aus und nehmen ihn mit!«
»Nicht nötig, Herr Hauptmann. Denn die Lokomotive funktioniert ebenfalls noch. Wenn es uns gelingt, die Anlage wieder mit Strom zu versorgen, können wir ganz bequem durch den Tunnel fahren und brauchen uns über etwaige Fallen keine Sorgen zu machen!«

*

Wittmann hatte die Wissenschaftler auf das Problem angesetzt, und die hatten rasch erkannt, daß die Bahn über eine isolierte Schiene in der Mitte zwischen den Gleisen mit Wechselstrom versorgt wurde, der nach Analyse des Lokantriebs vermutlich zwischen tausend und fünfzehnhundert Volt Spannung hatte.

Ein entsprechender Transformator konnte rasch gebaut werden, aber Eichfeld bestand darauf, die Anlage nicht ans Stromnetz seines Hauses anzuschließen, da ein plötzlicher Anstieg der aus dem Netz gezogenen Leistungsmenge durchaus zu unangenehmen Nachfragen hätte führen können.

Also schickte der Hauptmann seine Männer aus, um in den Baumärkten der Region tragbare Stromgeneratoren zu besorgen. Während die Soldaten in Zivil mit Eichfelds Lieferwagen auf Einkaufstour gingen, schraubten die Wissenschaftler einen passenden Transformator zusammen.

*

Am folgenden Morgen war es soweit: Die Generatoren waren in dem unterirdischen »Bahnhof« aufgestellt und mit dem Transformator verbunden worden, von dem ein dickes Kabel zur Stromschiene zwischen den Gleisen mit nur 600 Millimeter Spurweite führte.

Knatternd setzten sich die Generatoren in Gang, und Dr. Lepke, der älteste der drei Forscher, erhöhte langsam die Spannung am Transformator.

Bei 1200 Volt leuchteten die alten Kontrollampen an der kleinen Lok, die nicht viel mehr war als ein Elektromotor auf zwei Achsen, in einem kräftigen Grün auf. Und auch der einzelne Scheinwerfer an ihrer Front wurde hell – ein wenig trübe zwar, aber immerhin.

Die museumsreife Technik tat es immer noch!

Magnus drehte probeweise am Regler, und das betagte Gefährt setzte sich klaglos in Gang.

»Sollen wir die Spannung noch ein wenig höherschrauben?« fragte Lepke. »Dann können wir vielleicht schneller fahren!«

»Besser nicht, Doktor«, erklärte der Hauptmann. »Wir werden hier nicht nach Stunden bezahlt. ›Eile mit Weile‹, wie es so schön heißt. Wir wollen doch nicht, daß jetzt noch etwas von dieser museumsreifen Elektronik durchbrennt und vielleicht doch noch eine Sprengfalle auslöst!«

Der Forscher nickte ebenso verschüchtert wie zustimmend.

Magnus ließ ein paar der alten Wagen an die Lokomotive koppeln, so daß alle seine Männer einen Platz fanden. Eichfeld würde im Hotel zurückbleiben und die Stellung halten.

Für den Journalisten Behrens hatte sich der Hauptmann eine ganz besondere Überraschung ausgedacht: Da er wußte, daß Manfred ein großer Eisenbahnfreund war und in Thule nichts mehr vermißte als seine Modellbahnanlage, die er notgedrungen in Berlin zurückgelassen hatte, bat er ihn, die Führung der Lokomotive zu übernehmen.

Als er sah, wie Manfreds Augen aufleuchteten, nahm er mit einem breiten Grinsen im vordersten Wagen Platz. »Dann wollen wir mal, mein Freund!« forderte er ihn auf. »Und daß du mir kein Rennen fährst mit dem alten Bähnchen!«

Ratternd, quietschend und am Stromabnehmer unter der Lok Funken sprühend setze sich der kleine Zug in Bewegung. Behrens hatte Gefühl für die alte Technik und beschleunigte gerade so stark, daß der historische Elektromotor auch nach 66 Jahren Betriebspause nicht überfordert wurde und ruckfrei anlief. Langsam kletterte die Geschwindigkeitsanzeige über die emaillierte Skala nach oben.

»Ich empfehle, daß wir uns mit zehn Stundenkilometern begnügen«, sagte Manfred. »So können wir vor etwaigen Hindernissen oder Gleisbrüchen noch rechtzeitig anhalten.«

Magnus nickte. Wenn Manfred recht hatte, dann hatte er recht.

*

Der Tunnel führte mit deutlich spürbarer Neigung nach unten. Manfred konnte den Leistungsregler fast auf Null zurücknehmen. Die Schwerkraft hielt den kleinen Zug in Bewegung.

Das trübe Licht der Stirnlampe erhellte immer nur wenige Meter des Wegs vor der Lok, aber man hätte auch deutlich schneller fahren können, als man es tat, denn die Gleise waren aus bestem Stahl und immer noch intakt. Auch war der in den massiven Kalkstein des Jonastals gehauene Tunnel noch so stabil wie am ersten Tag.

Nach einer Stunde Fahrt wurde es vor dem Bähnchen hell. Dann hatte man den Tunnel hinter sich, Lok und Wagen fuhren in einen großen unterirdischen Bahnhof ein, von dem große Gänge in verschiedene Richtungen abzweigten.

Das Erstaunlichste an der Anlage waren allerdings weder ihre Größe noch ihre Komplexität oder ihr wie neu wirkender Erhaltungszustand, sondern die Tatsache, daß die Halle beleuchtet war!

Zwar herrschte ein eher schummriges Licht, aber das kam daher, daß nur die kleinen Lampen der Notbeleuchtung eingeschaltet waren. *Wie können die seit 66 Jahren ununterbrochen funktionieren?* fragte sich Wittmann. *Selbst eine Notleuchte muß doch irgendwann mal durchbrennen! Und nach so langer Zeit ist auch die beste Batterie leer. Hier muß es noch eine funktionierende Stromversorgung geben,* wurde ihm klar. *Nach all den Jahren…!*

Manfred ließ den Zug an dem kleinen Bahnsteig sanft ausrollen und sprang als erster auf die Plattform. Doch kaum hatten seine Füße den Beton berührt, peitschte ein Schuß durch die gerade noch so stille Halle. Der Journalist wurde herumgewirbelt und stürzte rücklings zu Boden.

Er holt aus Büchern der Ahnen
Die Verheißung, die nicht trügt
Daß die erkoren sind zum höchsten Ziel
Zuerst durch tiefste Öden zieh'n

(Von Thronstahl)

4. Vor deutschen Richtern

Das oberste Kriegsgericht des Reiches Thule bestand aus fünf Richtern, alle im Generalsrang. Der Ankläger war ein noch junger, höchst ehrgeiziger Oberstleutnant.

Mike McBain fühlte sich alles andere als entspannt, als er neben Oberst von Galen auf der Anklagebank Platz nahm.

Noch am Abend zuvor war er zu Bittrich ins OKT bestellt worden, wo ihn der Thulemarschall darum bat, eine Erklärung zu unterschreiben, laut der er darauf verzichtete, die ihm nach der Prozeßordnung zustehenden 40 Plätze im Zuschauerraum für seine Kameraden zu reservieren.

Mit dieser Regelung sollte eigentlich Öffentlichkeit hergestellt werden, um etwaige Willkürurteile hoher Offiziere gegen niedrigere Ränge von vornherein auszuschließen.

Aber das Reichskriegsgericht war noch zu Zeiten erbaut worden, als man die Existenz Thules geheimgehalten hatte. Damals hatte sich niemand vorzustellen vermocht, daß einmal Vertreter der Weltpresse darauf drängen würden, von den wenigen Verfahren zu berichten, die hier stattfanden.

»Ich muß die Presseplätze unter den internationalen Journalisten schon verlosen«, hatte ihm Bittrich eröffnet. »Da sähe es mehr als schlecht aus, wenn wir Pressevertreter ausschließen würden, nur um unsere Offiziere in den Saal zu lassen. Ich möchte mit diesem Prozeß vor der ganzen Welt etwas beweisen,

und ich wäre Ihnen zu größtem Dank verpflichtet, wenn Sie die Verzichtserklärung unterschreiben würden, Hauptmann!« hatte der Marschall erklärt.

Natürlich hatte Mike unterschrieben. Es gab Bitten, die man nicht abschlagen konnte. Trotzdem fragte er sich jetzt, ob er nicht einen Fehler gemacht hatte. Oder würden ihn die Dämonen seiner Vergangenheit auf jeden Fall einholen? Der junge Offizier seufzte tief. Er kam sich vor wie ein welkes Blatt im Sturm, das sich anmaßte, selbst seinen Weg zu bestimmen.

Von Galen bekam seine Sorgen mit und klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. Ein wenig entspannte sich Mike – bis er Uschi Braun unter der Pressemeute erkannte. Gehässig grinste sie zu ihm herüber. Sie hatte die Kampagne gegen ihn vom Zaun gebrochen. Und sie war heute hergekommen, um ihren Triumph auszukosten.

*

Nachdem die Formalitäten abgewickelt waren, verlas der Oberstleutnant seine Anklageschrift: »Dem Beschuldigten Michael McBain, geboren am 23. Februar 1986 in Camden, Maine, USA, derzeit wohnhaft in der Offizierssiedlung Gallandburg am Fliegerhorst Bärenhöhle, genaue Anschrift liegt bei den Akten, wird folgendes vorgeworfen: Am 20. April des Jahres 2010 nahm er als Pilot eines Langstreckenbombers der amerikanischen Luftwaffe am Überfall auf die Volksrepublik China teil. Gegen 23 Uhr warf er eine Strahlungswaffe, eine sogenannte Neutronenbombe, auf die Großstadt Schanghai ab. Durch diesen Angriff beziehungsweise durch seine direkten Folgen fanden fast 50 Millionen Chinesen den Tod – überwiegend Zivilisten. Dem Angeklagten wird somit ein Hauptkriegsverbrechen ebenso vorgeworfen wie ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Wir beabsichtigen, nicht nur die besondere Schwere der Schuld von diesem Gericht feststellen zu lassen, sondern auch die Verhängung der Todesstrafe ohne Möglichkeit der Begnadigung zu fordern.« Der Ankläger ging zu seinem Platz zurück und setzte sich wieder hin.

Mike stöhnte hörbar auf, doch von Galen drückte ihm die Hand fest, beinahe schon schmerzhaft auf die Schulter. »Bleiben Sie ruhig und sagen Sie kein Wort, genau so, wie wir es besprochen haben«, zischte er.

Dann erhob er sich und sah zur Richterbank. Der Vorsitzende ergriff das Wort: »Herr Verteidiger, Sie haben nun Gelegenheit, die Vorwürfe des Herrn Anklägers detailliert zu widerlegen. Ich finde allerdings in meinen Unterlagen keine Kopie der Liste mit den von Ihnen benannten Zeugen. Ich hoffe doch sehr, Sie versuchen aus dieser Schlamperei meines Stabes keinen Verfahrensfehler zu konstruieren…!«

»Es liegen weder eine Schlamperei noch ein Verfahrensfehler vor, Herr Richter. Die Verteidigung beabsichtigt keinesfalls, die von der Anklage vorgebrachten Tatsachenbehauptungen abzustreiten. Die Ereignisse des 20. April letzten Jahres haben sich ziemlich genau so abgespielt, wie von der Anklage dargestellt.«

Ein lautes Raunen ging durch die im Saal versammelte Presse, so daß sich Mike einen vernehmlichen Seufzer genehmigen konnte, ohne unangenehm aufzufallen.

Der General sah den Oberst streng an. »Dann bekennt sich ihr Mandant also schuldig, Herr Verteidiger?«

»Keineswegs! Wir bestreiten nicht, daß Hauptmann McBain eine Neutronenbombe auf Schanghai geworfen hat. Wir bestreiten allerdings mit aller Entschlossenheit, daß es sich dabei um ein Kriegsverbrechen handelte.«

»Unerhört! Frechheit! Nazi!« waren einige der Rufe, die von Galen aus dem Zuschauerraum entgegenschallten.

Der vorsitzende Richter ließ sich allerdings nicht beeindrukken. »Ruhe, oder ich lasse den Saal räumen! Das ist ein Gericht und kein Debattierklub! Wer noch einmal ungefragt den Mund aufmacht, wird abgeführt und darf die nächsten zwölf Stunden in Einzelhaft darüber nachdenken, wie man sich hier zu benehmen hat.«

Wie aus dem Nichts erschienen plötzlich rund ein Dutzend sehr große und sehr muskulöse Männer in schwarzen Uniformen am Eingang, die Arme vor der breiten Brust gekreuzt. Diese Soldaten waren Mitglieder in der Athletikgruppe der

Thule-Truppen und sahen entsprechend beeindruckend aus. Sofort war es still im Saal.

Der Richter wandte sich wieder an Mikes Verteidiger: »Herr Oberst, bitte fahren Sie fort!«

»Danke, Herr Vorsitzender. Um in diesem Prozeß zu einem gerechten Urteil zu kommen, müssen wir zuerst untersuchen, was überhaupt ein Kriegsverbrechen ist. Denn eigentlich handelt es sich bei dem Begriff um eine Tautologie.* Krieg ist letzten Endes immer ein Verbrechen, ja, ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Trotzdem werden Kriege seit Anbeginn der Menschheit geführt. Denn Krieg ist eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, wie schon Clausewitz** erkannte. Und während man Verbrechen im Kriege oft, wenn auch leider nicht immer, ahndete, so blieb das Verbrechen des Krieges an sich doch stets ungesühnt.

Man kann es mit Fug und Recht als Bruch der Zivilisationsgeschichte bezeichnen, daß im vergangenen Jahrhundert die Siegermächte eines Krieges erstmals nicht damit zufrieden waren, ihre am Boden liegenden Gegner besiegt zu haben. Die Kriegsverbrecherprozesse der zweiten Hälfte der 40erjahre wurden von vielen Menschen als ein bewußter und gezielter Verstoß gegen seit Jahrtausende akzeptierte Selbstverständlichkeiten empfunden. Denn es wurden eben nicht nur Kriegsverbrechen abgeurteilt, sondern die Tatsache der Kriegführung durch den Gegner an sich.

Die Kriegführung der anderen Seite hingegen, die nicht davor zurückschreckte, ganze Staaten in Schutt und Asche zu legen und Atombomben wahllos auf wehrlose Städte zu werfen – ich erinnere nur daran, daß der zweite Atombombenwurf der Amerikaner eigentlich der Stadt Kokura gegolten hatte und nur des-

---

* Einen Sachverhalt doppelt wiedergebende Fügung; Beispiel: alter Greis

** Carl von Clausewitz, 1780-1831, preußischer General und Militärtheoretiker

wegen auf Nagasaki erfolgte, weil Kokura an diesem Tag unter Wolken lag, Nagasaki hingegen nicht! –, galt als zielorientiert und nicht verdammenswert.

Ich frage Sie, Herr Vorsitzender, und ich frage die ganze Welt: Was unterscheidet den Bomberpiloten einer unterlegenen Kriegspartei moralisch und juristisch von einem Bomberpiloten der Siegerseite? Können heute nur noch Verlierer Kriegsverbrechen begehen? Dann ist Hauptmann McBain freizusprechen, denn die Amerikaner haben den Krieg gegen China zwar nicht gewonnen – verloren haben sie ihn aber auch nicht.«

Oberst von Galen machte eine kurze Atempause und trank einen Schluck Wasser. Er ließ seinen Blick über die versammelte Journaille streifen. Manche saßen da mit versteinertem Gesicht, andere mit offenem Mund – und Uschi Braun war ganz bleich vor Wut.

Aber es blieb still im Saal. Als er tief Luft holte, um dann fortzufahren, hätte man eine Stecknadel fallen hören können.

»Wir sind heute in diesem Gerichtssaal versammelt, nicht um über Politik oder Geschichte zu diskutieren, sondern um über das Schicksal eines einzelnen Menschen zu richten – über sein Leben. Hauptmann McBain muß verurteilt werden, wenn er sich persönlich schuldig gemacht hat – doch auch nur dann.

Wie aber sieht persönliche Schuld eines Soldaten in einem Krieg aus? Wer Gefangene mißhandelt, Zivilisten nur aus Mordlust tötet oder vergewaltigt, der ist in unseren Augen ein Kriegsverbrecher. Keine Armee kann sich vor solchen Subjekten sicher schützen, weshalb jede anständige Armee sie vor ein Kriegsgericht stellt und mit aller Härte bestraft.

Ich erinnere mich aber auch an die roten Horden, die 1945 nicht nur plündernd und brandschatzend ins besiegte Deutschland einfielen, sondern von ihren Offizieren auch noch systematisch dazu angehalten wurden, möglichst viele deutsche Frauen und Mädchen zu vergewaltigen, ›um den Rassehochmut der Deutschen zu brechen‹. Wurde dieses Menschheitsverbrechen jemals gesühnt? Nein.

Meine Schwiegermutter erzählt noch heute mindestens einmal in der Woche davon, wie sie als 16jähriges Mädchen in Danzig

von einem Russen mit Bauchschuß niedergestreckt wurde und nur überlebte, weil der Soldat sie für tot hielt. Wurde dieses Verbrechen jemals gesühnt? Nein.

Gut, kann man sagen, die Zeiten haben sich gewandelt. Das Massaker von My Lai in Vietnam wurde geahndet – Leutnant Calley wurde immerhin zu lebenslanger Haft verurteilt, von der er einen kompletten Tag absitzen mußte –, und auch die Folterverbrechen im Bagdader Gefängnis Abu Ghraib wurden abgeurteilt.

Doch die Tatsache des amerikanischen Einmarschs im Irak – oder in Afghanistan oder auf Grenada oder in Panama oder wo sonst auch immer – entzog sich der Beurteilung durch die Kriegsgerichte, denn sie war im Prinzip eine politische Entscheidung.

So war es auch eine politische Entscheidung der amerikanischen Präsidentin, den rotchinesischen Angriff auf Formosa mit einem umfassenden Krieg zu beantworten. So war es auch eine politische Entscheidung des OKT, mit dem Einsatz unserer Waffensysteme einen allesvernichtenden Atomkrieg zu verhindern.

Der damalige Oberleutnant McBain hat einen Befehl seines Kommandanten ausgeführt, und der handelte wiederum auf Befehl. Man mag vielleicht darüber streiten, ob es ein Verbrechen sein kann, sich als Berufssoldat zu verdingen. Aber wer einmal Soldat ist, muß seine Befehle ausführen. Eine Armee ist kein Parlament mit seinen endlosen Debatten. Eine Armee funktioniert nur mit dem Prinzip von Befehl und Gehorsam. Für einen Soldaten ist nicht die Ausführung eines Befehls ein Verbrechen, sondern seine Verweigerung.

Das gilt auch für den Generalstab, befolgt er doch in der Regel nur die Befehle der Politiker. Die hier zur Debatte stehende Kampfhandlung des damaligen Oberleutnants McBain wurde über eine Kette von Befehl und Gehorsam veranlaßt, deren erstes Glied im Weißen Haus zu suchen ist.

Ein Kriegsgerichtsverfahren wie dieses aber kann nicht über politische Entscheidungen urteilen. Ich möchte im Gegenteil davor warnen, den Beschluß einer Regierung, Krieg zu führen,

als Verbrechen hinzustellen. Krieg ist ein legitimes Mittel eines souveränen Staates zur Durchsetzung seiner Interessen. Ein Verbot der Kriegführung wird Kriege niemals verhindern – es wird nur die Folgen für die Besiegten noch viel furchtbarer machen.

Kommen wir nun zur letzten hier zu klärenden Frage: War der Abwurf der Neutronenwaffen auf Schanghai und Peking ein legitimes Mittel der Kriegführung? Angesichts der 15- bis 20fachen Übermacht der chinesischen Truppen muß diese Frage uneingeschränkt mit Ja beantwortet werden. Legitim ist alles, was einer kriegführenden Partei zum Sieg verhilft. In einem Krieg muß man die wirkungsvollsten Waffen einsetzen, die man besitzt. Das Ziel eines Kriegs ist der Sieg über den Feind bei gleichzeitiger Schonung der eigenen Kräfte.

Schon 1346 ließ der Tartarenführer Khan Djam Bek Pestleichen über die Mauern der damals zu Genua gehörenden Stadt Kaffa am Schwarzen Meer werfen. Es handelte sich um den ersten historisch verbürgten Fall biologischer Kriegführung – für einen zartfühlenden Menschen sicher ein Verbrechen, für den Tartaren allerdings nur der Einsatz der bestmöglichen Waffe zur Erreichung seines Kriegsziels.

Der Einsatz der erfolgversprechendsten Waffensysteme darf niemals als Kriegsverbrechen geahndet werden, Herr Vorsitzender. Wäre dem so, sollten Sie und ich und alle Berufssoldaten weltweit uns möglichst rasch einen neuen Beruf suchen.

Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß der Verzicht auf den Einsatz der effektivsten Waffen ein Kriegsverbrechen darstellt. So hätte die amerikanische Regierung ihre Verluste in Vietnam durch den Einsatz von Atomwaffen dramatisch reduzieren und den Krieg gewinnen können.«

Oberst von Galen sah, wie der vorsitzende Richter die Augenbrauen mißbilligend zusammenzog und setzte daher hinzu: »Ich weiß, daß das Reich Thule derartige Waffen strikt ablehnt. Aber das ist *unsere* Entscheidung, und als Kämpfer für die menschliche Zivilisation müssen wir anderen Nationen das Recht zugestehen, anders zu handeln als wir. Wenn wir die Handlungen der anderen nicht akzeptieren wollen, haben wir selbst das Recht zu

kriegerischen Maßnahmen, wie wir es beispielsweise mit dem Abschuß der amerikanischen und chinesischen Atomraketen im vergangenen Jahr genutzt haben, verloren.

Aber wir dürfen uns niemals anmaßen, kriegerische Handlungen per se zu Verbrechen umzudeuten. Das wäre nicht nur ein Bruch mit allen Traditionen der Menschheitsgeschichte, sondern auch eine völlige Verkennung der im Grunde kriegerischen Natur des Menschen – und somit ein Akt geistiger Vergewaltigung.

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: ›Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.‹ In diesen Worten schwingt viel Weisheit mit, der wir uns nicht verschließen sollten. Daher beantrage ich den Freispruch meines Mandanten wegen erwiesener Unschuld!«

Wieder wurde es laut im Saal, aber der Lärm erstarb sofort, als sich die Muskelpakete in Uniform zu regen begannen.

»Hilfsweise möchte ich noch darauf hinweisen, daß dieses Gericht nicht für Kriegsverbrechen der Soldaten anderer Nationen zuständig ist«, fügte von Galen noch hinzu. »Ich habe ausführlich dargelegt, was für einen Zivilisationsbruch es darstellt, wenn Fremde sich ein Urteil über die Kämpfer einer anderen Nation anmaßen. Wir sollten – nein, wir *müssen!* – uns vor derartigen Versuchungen hüten. Zum Zeitpunkt des hier in Frage stehenden Bombenabwurfs stand mein Mandant noch in Diensten der Streitkräfte der USA. Daher ist das Reichskriegsgericht nicht zuständig und hat die Klage abzuweisen. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.«

*

Der Ankläger wurde natürlich auch noch gehört und beantragte die Todesstrafe für McBain. Von Galen hätte noch das Recht zu einer Erwiderung gehabt, verzichtete aber darauf.

Die fünf Richter brauchten mehr als eine Stunde für die Beratung ihres Urteilsspruchs.

Mike war mehr als nur nervös, als die Generäle den Saal wieder betraten und alle Anwesenden sich zur Verkündung des Urteils zu erheben hatten.

»Im Namen des Volkes von Thule ergeht folgendes Urteil: Der Angeklagte Michael McBain wird vom Vorwurf, mit seinem Angriff auf die Stadt Schanghai ein Kriegsverbrechen begangen zu haben, freigesprochen. Zwar wurde besagte Handlung noch begangen, als er Oberleutnant in der Luftwaffe der USA war, doch mit seinem Eintritt in die Thule-Truppen hat sich der Hauptmann freiwillig unserer Gemeinschaft angeschlossen und sich somit auch unseren Regeln unterworfen. Ein Kriegsverbrechen der behaupteten Schwere wäre nicht verjährt und darf somit vor diesem Gericht verhandelt werden.

Wir konnten allerdings keinen Verstoß gegen bestehende Gesetze oder Dienstvorschriften feststellen. Michael McBain hat einen Befehl ausgeführt und damit seine soldatische Pflicht erfüllt.

Alle Hinweise auf dieses Verfahren sind aus seiner Personalakte zu löschen. Die Kosten fallen der Staatskasse anheim.«

Den nun ausbrechenden Tumult konnten nicht einmal mehr die Männer von der Athletikgruppe der Thule-Truppen bändigen. Die internationalen Reporter drängten sich um die Anklagebank und versuchten alle, möglichst den ersten spontanen Kommentar von Mike einzufangen. Doch dem war nicht nach Reden zumute.

Er reckte den Hals und sah, daß Uschi Braun wie eine geprügelte Hündin aus dem Gerichtssaal schlich. Offenbar nahm sie es persönlich, daß die mit so großer Hingabe durchgezogene Hetzkampagne ihrer Zeitung keinerlei Wirkung gezeigt hatte.

Wenn sie ehrlich war, mußte sie sich eingestehen, daß Mike jetzt noch besser dastand als zuvor schon. Sie sah so aus, als würde ihr diese Erkenntnis körperliche Schmerzen bereiten.

*

Manfred ging stumm zu Boden, unendlich erstaunt über das, was ihm zugestoßen war.

»Alles in Deckung!« brüllte Magnus. Und dann: »Feuer einstellen! Wir sind unbewaffnet! Und wir sind Deutsche! *Echte* Deutsche, keine BRDler!«

Ohne abzuwarten, ob sein Appell an den oder die unbekannten Schützen Erfolg hatte, warf er sich über Manfred, der sich auf dem Bahnsteig krümmte. Als kein weiterer Schuß mehr fiel, richtete er sich vorsichtig auf und untersuchte die Verletzung.

Sie war nicht weiter schlimm, nur eine Fleischwunde an der Seite.

Der Schock ließ langsam nach, und Manfred verzog gequält das Gesicht, als langsam die ersten Schmerzen einsetzten.

»Sanitäter!« brüllte Wittmann. Ein junger Mann mit Aktentasche hetzte im Zickzack herbei, nahm Verbandsmull aus der Tasche, um die Blutung in Manfreds Seite zu stillen, und injizierte dem Verwundeten ein schmerzstillendes Mittel.

»Wer seid ihr, und was habt ihr gottverdammten Zivilisten hier unten verloren?« ertönte eine kräftige Stimme, die von überall her kommen konnte.

Magnus sah sich um, aber er konnte den Rufer nicht entdekken. Der unterirdische Bahnhof war von mehreren Galerien umsäumt, und überall zweigten Gänge ab. Der Heckenschütze konnte sonstwo stecken.

»Auch wenn wir so aussehen, sind wir keine Zivilisten«, rief der Hauptmann. Die Tatsache, daß bisher erst ein Schuß gefallen war, ließ ihn Mut schöpfen. »Ich bin Hauptmann Magnus Wittmann von den Thule-Truppen und Kommandant dieser Sondereinheit.«

»Der nackte Hauptmann? Da hol' mich doch dieser und jener!« Dieser wenig ruhmreiche »Ehrentitel« war Magnus Wittmann nach seinem praktisch hüllenlosen Auftritt vor dem Reichstag in Berlin* von der Zeitung mit den großen Buchstaben verliehen worden und geisterte seitdem durch die westlichen Medien.

Auf der untersten Galerie erhob sich langsam ein weißhaariger Mann in einer schwarzen SS-Uniform, das Gewehr, mit dem er auf Manfred geschossen hatte, weiter im Anschlag. Als er sah, daß niemand von Magnus' Truppe eine irgendwo versteck-

---

* Siehe STAHLFRONT Band 2: »Versenkt die ›Hindenburg‹!«

te Waffe hervorzauberte, fühlte er sich sicher genug, die nächste Treppe hinab auf den Bahnsteig zu nehmen.

Mit Kennerblick sah Magnus, daß der Uniformierte einen halbautomatischen Karabiner vom Typ K43 im Anschlag hatte, eine relativ seltene, aber hochpräzise Waffe.

Der Mann war sehr alt und blinzelte aus halb zusammengekniffenen Augen. »Verflucht und zugenäht, ich bräuchte wirklich dringend eine Brille«, knurrte er. »Aber daß du nicht der nackte Hauptmann bist, sehe ich auch ohne Glotzophon, Jungchen!«

Magnus wollte nach der Folie greifen, die sein Gesicht bedeckte, doch ebenso schnell wie beiläufig ruckte die Mündung des Karabiners nach oben und zielte genau auf seine Nasenwurzel. »Vorsichtig, Bursche! Ich habe vielleicht nicht mehr die besten Augen, aber auf diese kurze Distanz kannst du dir immer noch aussuchen, ob ich dich durchs rechte oder durchs linke Auge erschießen soll!«

»Das glaube ich gern, Kamerad, aber ich will dir nur zeigen, wer ich wirklich bin! Es gibt keinen Grund, nervös zu werden!«

»Ich bin nicht nervös, Jungchen! Aber ein Mann, der mein Alter erreicht, ist schon von Natur aus extrem vorsichtig… du verstehst?«

Magnus nickte stumm und zog sich jetzt langsam die Folie vom Gesicht. Der alte SS-Mann blickte ihn voller Verblüffung an.

»Da brat mir doch einer ’nen Storch! Das ist tatsächlich der nackte Hauptmann!«

Während einige aus Magnus’ Gruppe tapfer aber vergeblich versuchten, ein Grinsen zu unterdrücken, legte der alte Mann den Sicherungshebel an seinem Karabiner um, trat vor Magnus hin, nahm Haltung an und salutierte zackig. »Rottenführer* Heinrich vom Sonderkommando Kammler zu Ihren Diensten, Herr Hauptmann! Ich bin der letzte legitime Verteidiger von Projekt Endsieg! Eigentlich habe ich keine Befehle für einen

---

* Obergefreiter

Fall wie diesen hier, aber so wie ich das sehe, mache ich keinen Fehler, wenn ich die Anlage an die Thule-Truppen übergebe!«

Magnus erwiderte den Gruß vorschriftsmäßig, entspannte sich dann aber, lächelte und sagte: »Bleiben wir beim Du, Kamerad! So wie ich das sehe, stehe ich gerade dem Oberbefehlshaber der Deutschen Wehrmacht gegenüber. Es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen!«

Heinrich schaute einen Moment verblüfft drein, dann begriff er und stimmte in Magnus' Lachen ein: »Stimmt ja. Ich bin der letzte Soldat der Wehrmacht und damit auch ihr ranghöchster Kommandeur – sozusagen der Mann, der das Licht ausmacht! Jemand von euch hat nicht zufällig eine Zigarette für mich, Kameraden?«

Einer der Soldaten in Zivil reichte dem Uniformierten ein ganzes Päckchen, ein anderer hielt ihm Feuer hin. Der entzündete sich einen Glimmstengel, inhalierte tief – und mußte ob des ungewohnten Genusses erst einmal kräftig husten.

»Wie lautet dein Name?« wollte Magnus wissen.

»Heinrich. Sagte ich das nicht schon?«

»Doch. Ich meinte deinen Vornamen.«

»Heinrich. Mein alter Herr ließ mich auf den Namen Heinrich Heinrich taufen. Er fand das wohl witzig. Na ja. In den letzten Jahren war keiner mehr hier, der darüber lachen konnte. Die Kameraden sind alle an Altersschwäche gestorben, und ich bin mit meinen 86 Jahren auch nicht mehr der Jüngste.«

Manfred drängte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht neben Magnus und stierte Heinrich grimmig an. »Aber offenbar immer noch der Schießwütigste! Du hättest mich fast umgebracht!«

»Fast, mein Junge. Es war dein Glück, daß es hier unten keine passende Brille mehr für mich gab. Sonst wärst du jetzt tot.«

»Na, danke vielmals auch! Erwartest du etwa, daß ich einfach darüber hinweggehe, daß du mich fast umgebracht hättest? Weißt du eigentlich, wie sehr meine Wunde schmerzt?«

»Nun stell dich doch nicht so an! Oder bist du ein Schwuli?« Heinrich wollte nur einen derben Witz reißen. Zum Glück sahen weder er noch Manfred das nur mühsam unterdrückte Grinsen einiger der Soldaten in Zivil.

Dr. Lepke schob Behrens beiseite und stellte sich vor. Anders als die Soldaten blieb der Wissenschaftler beim distanzierteren Sie: »Was genau haben Sie hier denn nun all die Jahre bewacht, Soldat Heinrich? Spannen Sie uns nicht unnötig auf die Folter. Wir sind schließlich extra vom Südpol hergekommen, um Antworten auf unsere Fragen zu finden!«

»Geduld, Herr Doktor, Geduld!« Den alten Mann konnte so leicht nichts mehr aus der Ruhe bringen. »Ich habe bisher nur Ihr Wort dafür, daß Sie zu den Thule-Truppen gehören. Und den Hauptmann habe ich zwar erkannt – aber wer garantiert mir, daß er nicht noch so eine Folie auf dem Gesicht trägt und somit doch nicht derjenige ist, für den er sich ausgibt?«

Bewundernd mußte Magnus anerkennen, daß Heinrich zwar alt, aber geistig voll auf der Höhe war. Es hatte keinen Zweck, ihm irgend etwas vorzumachen. »Wie kann ich dich davon überzeugen, daß ich tatsächlich Hauptmann der Thule-Truppen bin? Was verlangst du?«

»Ach, nur ein paar Antworten auf einige ganz einfache Fragen. Wer kommandierte zum Beispiel das zweite U-Boot, das im Juli 1944 Soldaten auf Absetzbewegung nach Neu-Schwabenland brachte?«

Der Alte hatte die Falle geschickt aufgestellt, doch Magnus sah keine Veranlassung, hineinzutappen: »Nach allem, was ich weiß, setzten sich die ersten Wehrmachtsverbände erst Ende November nach Thule ab. Aber ich bin selbst noch nicht einmal ein Jahr lang bei der Truppe, so genau weiß ich das also nicht. Und den Namen des U-Boot-Kommandanten kenne ich definitiv nicht. Daher schlage ich dir vor, daß du uns in unser Hotel begleitest, Heinrich. Dort kann ich dir eine abhörsichere Verbindung mit Thulemarschall Bittrich herstellen. Der wird dich schon davon überzeugen, daß wir echt sind – und daß wir die Guten sind!«

Heinrich nickte. »Gut, ich begleite euch. Ein bißchen Veränderung kann mir nicht schaden!«

»Und die geheimnisvolle Anlage hier bleibt so einfach zurück? Ohne den Schutz des einzigartigen Kämpfers Heinrich Heinrich?« Manfred hatte die Verachtung, mit der der alte

Mann das Wort »Schwuli« ausgesprochen hatte, noch nicht vergessen.

»Mach dir mal darüber keine Sorgen, Jungchen«, entgegnete der Schwarzuniformierte süffisant. »Ohne meine Begleitung kommt hier niemand weiter als bis zu diesem Bahnsteig. Und falls es ein paar Spezialisten trotz aller zu erwartenden Verluste dennoch gelingen sollte, ins Herz der Anlage vorzustoßen, würde ihnen das nichts nutzen. Denn dann fliegt hier alles in die Luft. Schätzungsweise von Erfurt bis weit hinter Ilmenau.«

Magnus sah Heinrich prüfend an. Der alte Soldat scherzte nicht, und er prahlte noch weniger. Er sagte einfach nur die Wahrheit.

Jedem Mikrokosmos sein eigener Krieg
Jeder Mensch ist ein Schlachtfeld
Ohne Aussicht auf Sieg

(Von Thronstahl)

5. *Ein deutsches Projekt*

Mit der kleinen Bahn kehrte der Trupp ins Hotel zurück. Eichfeld staunte nicht schlecht, als sie einen Mann mehr mitbrachten. Aber er stellte keine Fragen, richtete für Heinrich ein weiteres Zimmer her und brachte ihm zivile Kleidung.

»Mit deiner SS-Uniform würdest du nicht nur für viel zu viel Aufsehen sorgen – so etwas heute in der Öffentlichkeit zu tragen, stellt mittlerweile eine Straftat dar.«

Der alte Mann nickte. »Ich weiß«, murmelte er leise. »Vae victis!* Aber ihr braucht euch keine Sorgen zu machen. Auch wenn ich die letzten 66 Jahre unter der Erde zugebracht habe, so war ich doch nicht hinter dem Mond. Ich weiß, was heute in Deutschland los ist.« Er klopfte an den Kolben seines Karabiners. »Der hier wird mein Zimmer natürlich auch nur im äußersten Notfall verlassen!«

Während Magnus versuchte, Thulemarschall Bittrich zu erreichen, bereitete Eichfeld höchstpersönlich ein warmes Essen für Heinrich zu. Der alte Mann schlang die Speisen geradezu herunter – war es doch seine erste Mahlzeit seit 66 Jahren, die nicht aus Konserven bestand.

Es wurde draußen schon dunkel, als endlich die abhörsichere Leitung nach Neu-Berlin stand. Natürlich war es nur eine

---

* Lateinisches Sprichwort: »Wehe den Besiegten!«

Sprechverbindung ohne Bild, und so konnte Heinrich nicht wirklich sehen, ob es tatsächlich Bittrich war, mit dem man ihn verbunden hatte.

Allerdings konnte der Marschall seine detaillierten Fragen zum großen Teil exakt beantworten. Bei anderen gab er offen zu, nicht über das nötige Wissen zu verfügen – immerhin hatte der »Bärwolf« erst 15 Jahre nach Kriegsende das Licht der Welt erblickt. Aber er fand alle Antworten in der Datenbank seines Tischrechners – Details, die den Alliierten oder gar den AIn niemals bekanntgeworden waren und die Heinrich so davon überzeugten, es tatsächlich mit dem Machthaber Thules zu tun zu haben.

Erstaunlicherweise war der alte Soldat über das aktuelle Geschehen in der Welt – und somit auch über die Enttarnung des Reiches Thule – allerbestens informiert. »Ich kenne einige, die sich in ihrem Grab umdrehen würden, wenn sie erführen, daß ihr – daß *deutsche* Truppen Berlin bombardiert haben. Allerdings muß ich zugeben, daß wir in schrecklichen Zeiten leben. Vermutlich hattet ihr wirklich keine andere Wahl!

Aber reden wir über angenehmere Themen. Die drei Forscher, die Hauptmann Wittmann begleiten, sind sicher kluge Köpfe. Doch für *Projekt Endsieg* und den *Ragnarök-Reaktor* sollte das Reich Thule schon die besten Männer schicken, die es zur Verfügung hat.«

»Von solchen Sachen verstehe ich zu wenig, Soldat«, gab Bittrich unumwunden zu. »Ich bin kein Wissenschaftler.« Man hörte, wie er sich vom Mikrofon abwandte und etwas in den Raum rief: »Denkena, ich brauche sofort eine Verbindung ins Schulz-Institut. Schalten Sie eine Konferenzleitung, so daß der Professor hier mithören und -sprechen kann!«

Wenig später war eine dritte Stimme in der Leitung, die Wittmann als die von Professor Schulz erkannte, der größten wissenschaftlichen Kapazität Thules und vielleicht sogar der ganzen Welt.

»Der Marschall hat mir kurz ein paar Stichworte genannt… unfaßbar! Wittmann, sind Sie in der Leitung?«

»Ja, Herr Professor!«

»Gut, dann hören Sie mir jetzt genau zu! Was ich Ihnen nun sage, ist vom Thulemarschall autorisiert und somit ein Befehl: Sie warten mit einem neuen Vorstoß nach S III, bis ich mit meiner Gruppe vor Ort bin. Ich muß noch einige Vorkehrungen treffen, so daß ich in etwa drei Tagen bei Ihnen sein kann.

Sie haben nicht nur zu verhindern, daß einer Ihrer Leute in der Anlage herumstolpert und möglicherweise nicht wieder gutzumachenden Schaden anrichtet – Sie müssen auch um jeden Preis verhindern, daß jemand vom BRD-System Ihren Zugang entdeckt oder gar nutzt. Diese Anlage ist wichtiger als das Leben Ihrer Männer, Wittmann – sie könnte das Schicksal der Erde entscheiden! Sollten Sie entdeckt werden und nicht mehr fähig sein, den Zugang zu verteidigen, müssen Sie die Anlage vernichten, selbst wenn das Ihren und den Tod Ihrer Männer bedeuten sollte. Aber diese Einrichtung darf den AIn, ihren Lakaien oder Verbündeten um keinen Preis der Welt in die Hände fallen. Ist das klar?«

Magnus nickte stumm, überrascht von der Eindringlichkeit, mit der der sonst so nüchterne Wissenschaftler sprach. Lag da etwa Panik in Schulz' Stimme?

»Wittmann, haben Sie mich verstanden?«

»Selbstverständlich, Herr Professor! Sie können sich auf meine Männer und mich verlassen!«

»Und auf mich ebenfalls!« Grinsend schaltete sich Heinrich wieder in das Gespräch ein. »Ich habe Projekt Endsieg 66 Jahre lang beschützt, da wird mir das auch noch ein paar Tage länger gelingen. Sie klingen, als wären Sie ein vernünftiger Mann, Professor, der begriffen hat, worum es hier tatsächlich geht. Ich gebe Ihnen mein Wort als Soldat, daß niemand lebend aus der Anlage herauskommt, der einen Fuß ohne meine ausdrückliche Genehmigung hineinsetzt!«

Wittmann glaubte Heinrich jedes Wort. Der Mann war alt, aber er war ein Kämpfer durch und durch. Er meinte, was er sagte – und er war deutsch genug, um nur das zu versprechen, was er auch halten konnte. Der Hauptmann unterbrach die Verbindung. Drei lange Tage des Wartens lagen vor ihm und seiner Truppe.

*

Auf den Stufen des Reichskriegsgerichts in Neu-Berlin war lange Zeit kein Durchkommen für Hauptmann McBain und Oberst von Galen. Zahlreiche Fernsehkameras und Mikrofone richteten sich auf die beiden Offiziere, die geduldig jede Frage zu beantworten versuchten.

Eine attraktive junge Frau mit blondierter Löwenmähne, die bis vor kurzem noch für einen bundesdeutschen Nachrichtensender gearbeitet hatte, gab sich besonders dreist. »Christiane Keller von CNN«, stellte sie sich vor. »Womit haben Sie das Gericht erpreßt, um Ihren Freispruch zu bekommen, McBain?«

Mike mußte sich zusammenreißen, um nicht zu explodieren, was angesichts der Kameras der versammelten Journaille der »freien« Welt ein schwerer Fehler gewesen wäre.

Also atmete er tief durch und sagte mit dem freundlichsten Lächeln, dessen er fähig war: »Ach, unser neuer Medienstar. Sie haben ja wirklich Karriere gemacht, Fräulein Keller. Von der deutschen Provinz zu CNN nach Atlanta – in die amerikanische Provinz. Und all das nur, weil sie vor laufenden Kameras meinem Freund Magnus auf seinen zugegeben höchst strammen Arsch gestarrt haben.

Aber der hatte für die Frau Kanzlerin gestrippt, nicht für Sie! Falls Sie darauf spekulieren, ich würde mich ebenfalls nackig machen – vergessen Sie's!«

Es gab einige fast schon zu laute Lacher, und die Blondine lief doch tatsächlich rot an. Bevor sie Ihre Fassung wiedergewonnen hatte, ergriff Oberst von Galen mit lauter Stimme das Wort: »Wer unterstellt, die höchsten Richter Thules wären erpreßbar, kennt unser schönes Land nicht wirklich. Deswegen werde ich auch darauf verzichten, Strafantrag wegen übler Nachrede gegen Fräulein Keller zu stellen. Dieses ganze Verfahren war eine Farce, und das wissen Sie – der persönliche Feldzug einer frustrierten Emanze in den Wechseljahren, die die Anwesenheit ihrer Kollegen von der Weltpresse schamlos dazu benutzt hat, ihren ganz persönlichen kleinen Krieg gegen unsere

Nation zu führen und sich dafür auch noch auf die Pressefreiheit beruft, die unsere Verfassung ihr garantiert.

Aber kommen wir doch einmal zu den Tatsachen: Nicht nur auf Schanghai, auch auf Peking wurde eine Neutronenbombe geworfen. Hat man auch nur ein Ermittlungsverfahren gegen die dort eingesetzten Piloten geführt?«

»Die wurden bekanntlich abgeschossen!« rief ein französischer Kollege der Blondine mit starkem Akzent.

»Ach ja, wie praktisch«, ätzte von Galen. »Aber was ist mit den Offizieren, die die direkten Einsatzbefehle gaben? Wing Commander Goldman von der 509. hat die Maschinen schließlich losgeschickt. Und er konnte sich wiederum auf Befehle berufen, die ihm seine Vorgesetzten aus dem Pentagon gegeben hatten!

Was ist mit den Offizieren – und den Politikern! –, die auf beiden Seiten den massiven Einsatz von Atomwaffen befohlen haben? Daß es nicht zur Katastrophe kam, ist nicht deren Verdienst, sondern unserer. Wer von denen wurde als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt? Niemand!«

Der Oberst schwieg einen Moment und bereitete seinen letzten Schlag vor.

Er sah an den Gesichtern der Reporter, daß sie sich seiner Argumentation nicht entziehen konnten. »McBain sollte nicht verurteilt werden, weil er Schanghai bombardiert hat, sondern weil er das Unrecht des amerikanischen Krieges gegen China erkannte und sich unseren Truppen anschloß. Es betrübt mich, daß wir selbst hier in Thule noch Menschen haben, die unserem Kampf für Frieden und Sicherheit in der Welt ablehnend gegenüberstehen, obwohl sie alle Beweise kennen und es daher besser wissen müßten. Doch das ist ein inneres Problem unserer Nation und ganz sicher kein Anlaß für ein Kriegsgerichtsverfahren! Ich danke Ihnen!«

Die Journalisten wichen fast scheu beiseite, als Oberst von Galen die Freitreppe hinabstieg, Hauptmann McBain im Gefolge.

Seine Worte hatten sie stärker beeindruckt, als er es selbst für möglich gehalten hätte.

Unten wartete ein Elektrowagen des OKT auf die beiden Männer. Den Weg hinüber in den Bismarck-Block hätten sie ebensogut zu Fuß bewältigen können. Aber im Wagen waren sie dem Zugriff der Reportermeute sicher entzogen.

*

In Bittrichs Amtszimmer warteten neben dem Thulemarschall Generalmajor Geyer und einige Angehörige des OKT auf McBain und seinen Rechtsvertreter. Der »Bärwolf« gratulierte von Galen für seinen erstklassigen Auftritt und bedankte sich im Namen des OKT bei dem Oberst.

Der wußte, daß Bittrich noch ein anderes Anliegen hatte und verabschiedete sich.

Kaum hatte sich die Tür hinter von Galen geschlossen, sagte der Marschall: »Hauptmann, ich danke Ihnen im Namen des gesamten Generalstabs noch einmal ausdrücklich für Ihre Bereitschaft, sich diesem Verfahren zu stellen. Ohne ihre freiwillige Einverständniserklärung hätte ich es niemals zugelassen. Unsere Richter sind manchmal recht eigenwillige Männer, und als das Verfahren einmal lief, hätte tatsächlich alles geschehen können. Denn im Gegensatz zu manch anderem Staat sind unsere Richter absolut unabhängig und würden sich selbst von mir auch den allerfreundlichsten Hinweis verbitten.

Aber Oberst von Galen hat das Vertrauen, das wir beide in ihn setzten, nicht enttäuscht – und so konnten wir mit Ihrem Prozeß der Weltöffentlichkeit demonstrieren, wie Recht und Gerechtigkeit im Reich Thule aussehen. Von Galens Auftritt nach dem Prozeß war fast noch wichtiger als das Verfahren selbst. Ich hoffe, daß die Fernsehbilder davon halbwegs unverfälscht ausgestrahlt werden und vielleicht doch den einen oder anderen Menschen in der Welt aufrütteln.

Aber kommen wir nun zu unserer eigentlichen Aufgabe, zum Kampf gegen die AIn und ihre Lakaien: Sie werden noch heute abend mit dem Siebten Jagdbombergeschwader nach Kaschmir verlegen. Also nutzen Sie den Nachmittag, um sich auszuruhen, denn Sie haben einen langen Flug vor sich.«

»Kaschmir, Herr Marschall? Liegt das nicht in Indien? Was wollen wir denn da?«

»Kaschmir ist heute zwischen Pakistan und Indien geteilt und wird von beiden Staaten beansprucht, die auch schon den einen oder anderen Krieg deswegen geführt haben. Aber das soll uns nicht stören. Für den bevorstehenden Einsatz haben wir sowohl die Unterstützung der indischen als auch der pakistanischen Seite.«

»Wenn beide uns unterstützen – gegen wen ziehen wir dann ins Feld?«

»Dreimal dürfen Sie raten, Hauptmann!«

*

Als die Kunstsonnen unter der Höhlendecke des Reiches Thule erloschen und den ebenfalls künstlichen Sternen des Nachthimmels Platz machten, starteten alle 140 Maschinen des Siebten Jagdbombergeschwaders »Hans-Ulrich Rudel« vom unterirdischen Fliegerhorst »Bärenhöhle«. Jeweils acht Heinkel He 1098 jagten nebeneinander über die 400 Meter breite Start- und Landebahn, die in den massiven Fels des Gebirges über Neu-Schwabenland gesprengt worden war.

Alle zehn Sekunden folgten weitere acht Maschinen, so daß das komplette Geschwader nach nicht einmal drei Minuten in der Luft war und Kurs nach Norden nahm. Die Maschinen hielten ausreichend Abstand zueinander, damit die Piloten auf automatische Steuerung umschalten konnten. Satelliten und Flugscheiben überwachten den Kurs des Geschwaders aus dem All und stellten sicher, daß den Maschinen keine wie auch immer geartete Gefahr drohte. So konnten die Flugzeugführer in ihren Sitzen dösen und sich der Automatik anvertrauen. Vor ihnen lagen fast 30 anstrengende Stunden in der engen Kanzel.

Nur zum zwischenzeitlichen Auftanken in der Luft mußten die Piloten das Steuer selbst übernehmen. Die riesigen Arado-Tankflugzeuge konnten jeweils vier Jagdbomber gleichzeitig abfertigen, und da sie stets in Flotten zu zehn Maschinen auftauchten, waren die Tankvorgänge relativ rasch abgeschlossen.

Aus Gründen der Sicherheit verzichtete das Geschwader komplett auf Zwischenlandungen.

Endlich kam der Zielflughafen in Sicht: Er lag nördlich von Schrinagar in mehr als 3000 Meter Höhe. Offenbar hatte es hier seit Monaten keine Niederschläge gegeben, denn die Hochebene war staubig-braun.

Der Behelfsflugplatz war von einer Pioniereinheit der Thule-Truppen ausgebaut worden. Die Männer hatten offene Unterstände für die Heinkels ausgehoben: Jede Maschine wurde nun nach drei Seiten hin von Erdwällen geschützt. Eine tarnfarbene Zeltbahn über dem Stellplatz schützte vor allzu einfacher Entdeckung aus der Luft.

Die Landebahn bestand aus miteinander verbundenen Metallgittern, die über den festgestampften Lehmboden gelegt worden waren und ausreichend Tragkraft für die maximal 32 Tonnen schweren Jabos boten.

Ein wenig abseits stand eine Siedlung aus als Wohnbauten eingerichteten stählernen Standardtransportbehältern. Das OKT sorgte mit Hingabe dafür, daß seine Piloten es auch außerhalb des Reiches Thule so komfortabel wie möglich hatten. Das hatte einen einfachen Grund: je ausgeruhter ein Pilot, desto besser seine Leistung im Kampf.

Die Flugzeugführer hatten es eilig, den Komfort der für sie reservierten Wohnungen in Anspruch zu nehmen: Den langen Flug ohne Zwischenlandung hatten sie nur dank spezieller Windeln überstehen können. Die wollten sie verständlicherweise so rasch wie möglich loswerden – und nach einer möglichst heißen Dusche möglichst lange schlafen.

»Flieger sind Sieger« war ein alter Propagandaspruch, mit dem in Thule noch immer Nachwuchs für die Luftwaffe angeworben wurde.

Aber Flieger waren auch Menschen, und die Realität sah manchmal bedeutend weniger schillernd aus als in den Werbeprospekten der Truppe.

*

Am nächsten Morgen weckte eine Ordonnanz Hauptmann McBain aus dem Schlaf der Erschöpfung. Auch sein Rottenflieger Klaus Staak, mit dem er den Stb* teilte, wurde von dem lauten Klopfen an der Stahlblechtür geweckt. »Dem drehe ich den Hals um!« knurrte der kräftige Mann, der bei Störungen am frühen morgen stets besonders mißgelaunt war.

Aber wie immer blieb es bei der Drohung. Denn im Grunde seines Herzens war der Oberleutnant die Gutmütigkeit in Person.

»Befehl vom Oberst«, meldete der blutjunge Fahnenjunker** in trotz des allgegenwärtigen Staubes auf dem Platz makelloser schwarzer Uniform. Der blankpolierte Gotenadler auf seinem rechten Kragenspiegel blitzte im Licht der aufgehendenden Sonne derart hell, daß Mike geblendet die Augen schließen mußte.

»Mann, Ihr Putzfimmel ist ja gemeingefährlich«, brummte er übellaunig.

»Wie meinen, Herr Hauptmann?«

»Vergiß es, Junge. Was befiehlt der Oberst?«

Der junge Mann war noch leicht zu verunsichern. Typen wie er landeten später meist im Generalstab. »Der Oberst bittet Sie, sich zusammen mit ihm um neun Uhr Ortszeit bei General Nehru zum Frühstück einzufinden!«

Mike trug nur den Schlafanzug, der in dieser Höhenlage im Februar mehr als angebracht war, und fragte: »Wie spät ist es jetzt?«

»Genau acht Uhr und drei Minuten, Herr Hauptmann!«

»Na wunderbar! Richten Sie dem Oberst aus, daß ich mich für die Einladung bedanke und pünktlich zur Stelle sein werde.«

*

---

* Standardtransportbehälter, auf Neudeutsch meist »Container« genannt

** Offiziersanwärter im Unteroffiziersrang

Der indische Einsternegeneral* Radschif Nehru war eine imposante Persönlichkeit, obwohl eher von kleiner Statur. Sein Alter war wie bei den meisten Asiaten schwer einzuschätzen, lag wohl irgendwo zwischen 40 und 50 Jahren.

Er residierte in einem kleinen Ziegelbau neben dem »Kontrollturm« des Feldflughafens, der kaum mehr war als eine Blechbude auf Stahlrohrstützen. Auf dem Weg hierher hatten Hauptmann Mike McBain und Oberst Gero Denen das große Zeltlager der Indischen Legion gesehen und die Härte der Männer mit einem gewissen Schaudern bewundert: Wer es im Februar in Kaschmir auf 3000 Meter Höhe in einem Zelt aushielt, der mußte ein ganzer Kerl sein.

Nehru hatte für seine Gäste ein europäisches Frühstück mit Kaffee, Rührei und Speck organisiert. Die Piloten honorierten diese freundliche Geste mit großem Appetit. Der General hielt sich höflich zurück, bis sie gesättigt waren und noch einen letzten Kaffee tranken.

Dann allerdings wollte er von Mike alles über den Kriegsverbrecherprozeß gegen ihn wissen.

Als der Hauptmann ausführlich berichtet hatte, wirkte Nehru deutlich ruhiger als zuvor. Es trat ein Moment des Schweigens ein – verwunderten Schweigens auf seiten der Thule-Soldaten.

Nehru schlürfte versonnen an seinem Tee, den er sich hatte bringen lassen, und sagte schließlich: »Es ist sehr beruhigend zu wissen, daß man im Reich Thule einen Mann noch nicht dafür verfolgt, daß er seine Pflicht tut. Ich hoffe, man wird auch seine nichtarischen Verbündeten nicht im Stich lassen, sollten wir dem Feind in die Hände fallen!«

»Davon dürfen Sie ausgehen, General«, versicherte Oberst Denen. »Für uns ist jeder Verbündete von gleichem Wert! Daß wir Sie nicht ins Reich hineinlassen können, hat nichts mit Geringschätzung zu tun, sondern einzig und allein mit der Tatsache, daß wir es um keinen Preis der Welt riskieren können, einen Implantatträger nach Thule zu bringen.«

---

* Generalmajor

»Das ist mir bewußt«, sagte Nehru und lächelte. »Ich denke nur an den Aufschrei in der Weltpresse zu Jahresbeginn, als Sie von jedem Journalisten, den Sie nach Neu-Berlin eingeladen hatten, einen Gentest verlangten. Was wurde da wieder über den deutschen Rassismus hergezogen – widerlich!«

Denen nickte. »Ja! Besonders in den Medien aus New York! Aber wir haben nichts gegen irgendwen, nur weil er anders ist als wir. Schließlich führen wir unseren Kampf für *alle* Menschen dieser Welt. Doch wir haben nur eine Chance, ihn zu gewinnen, solange keine AIn-Lakaien ihre Zersetzungsarbeit in unseren Reihen beginnen können! Und wir haben es uns nicht ausgesucht, daß nur wir Arier immun sind gegen das Implantat. Wenn jemand rassistisch ist, dann die AIn – oder derjenige von diesen Schleimern, der das Implantat entwickelt hat!«

Mike hatte eine Frage auf der Zunge, wagte aber nicht, sie auszusprechen, um Nehru nicht zu beleidigen. Der spürte das und lächelte ihn offen an. »Sie haben doch etwas auf dem Herzen, Hauptmann. Also frisch gewagt und heraus damit!«

Als auch Denen aufmunternd nickte, sagte der geborene Amerikaner zögernd: »Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, General – aber in Indien leben heute so gut wie keine Arier mehr. Wieso riskiert es das OKT, mit potentiellen AIn-Lakaien zusammenzuarbeiten und so Thule-Technologie in die Hände des Feindes fallenzulassen?«

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Hauptmann.« Nehru meinte seine Worte, wie er sie sagte, denn er lächelte herzlich. »Offenbar reichen die Kapazitäten der AIn noch lange nicht aus, um jedem Menschen ein Implantat zu verpassen. In unserer Regierung gibt es anständige Männer, denen die Bedrohung durch die Fremden nicht egal ist. Deswegen haben sie unsere Legion aus Freiwilligen aufgestellt, deren Dienste vom OKT jederzeit angefordert werden können. Unsere Waffen stammen aus Thule, doch es sind nur Gewehre, Granatwerfer und ähnliches – keine Hochtechnologie. Die wäre auch nicht unbedingt das richtige für uns. Meine Männer sind stahlharte Kämpfer vom alten Schlage – keine Ingenieure des Schlachtfelds, wie moderne Waffensysteme sie heute erfordern.«

Mike nickte verstehend. »Das heißt, uns steht ein altmodischer kleiner Einsatz bevor, bei dem noch ganze Männer gefragt sind. Wie genau sieht er aus?«

»Ich bin leider nicht befugt, darüber zu reden, Hauptmann. Wenn Sie und der Oberst es wünschen, können Sie die Gefechtsausbildung meiner Männer inspizieren. Das gilt natürlich auch für Ihre übrigen Offiziere. Für Anregungen und Hinweise habe ich jederzeit ein offenes Ohr.« Nehru erhob sich und gab damit zu verstehen, daß das Frühstück beendet war.

*

In den nächsten drei Tagen beobachteten die Männer aus Thule mit großem Interesse die Übungseinheiten der Indischen Legion, die sich vor allem auf den Nahkampf konzentrierten. Mike kam rasch zu der Überzeugung, daß mit diesen Männern nicht zu spaßen war – und daß sein Freund Magnus Wittmann das allergrößte Vergnügen daran gehabt hätte, mit ihnen zusammen ein paar Übungskämpfe durchzuführen.

Besonders auffallend – und besonders kampfstark – waren die drei Kompanien Sikhs. Statt des Stahlhelms trugen sie Turban, ihre Vollbärte wären bei keinem deutschen Spieß durchgegangen, und jeder von ihnen hatte einen Armreif am Handgelenk. Doch so exotisch sie auch aussahen, so kampfstark waren sie. Besonders in den Übungseinheiten mit dem Dolch zeichneten sie sich aus. Diese Männer konnten rasch und effektiv töten – in völliger Lautlosigkeit.

Am dritten Tag ihrer Anwesenheit auf dem Befehlsflugplatz fielen drei große Schatten auf die Hochebene.

Die letzte Episode im Endzeitspiel
Der Tod schlägt die Trommel

(Von Thronstahl)

6. Eine deutsche Einsatzbesprechung

Die Schatten wurden geworfen von den drei Stahlzeppelinen SZ 54 »Ludwig Beckmann«, SZ 59 »Günter Frenzel« und SZ 61 »Otto-Lutz Förster«. Die drei riesigen Geräte der neusten Bauart senkten sich auf dem freien Platz vor dem Zeltlager der Legion zu Boden und verharrten in wenigen Zentimetern Höhe.

Angesichts der trockenen Bergluft war es ihnen nicht möglich, eine tarnende Wolke um sich zu legen, doch ihre Form machte die Stahlgiganten unempfindlich gegen feindliche Funkmeßortung. Zwar waren sie theoretisch sichtbar für Überwachungssatelliten, doch in ihren blankpolierten Stahlrümpfen spiegelte sich die Umgebung, so daß man schon sehr genau hätte hinsehen müssen, um sie auf einem Foto zu entdecken.

Generalmajor Heinrich Geyer hatte den Befehl über die drei Transporteinheiten. Zusammen mit seinem Adjutanten Oberleutnant Huberti betrat er indischen Boden. Die beiden Männer, die beim Kontakt mit der kalten Höhenluft Kaschmirs ihre langen schwarzen Mäntel fröstelnd enger um sich zogen, hätten unähnlicher nicht sein können.

Huberti war unwesentlich größer als Geyer, aber bestimmt um die Hälfte schwerer. Der Generalmajor mit mehr als 50 Lebensjahren auf dem (nicht vorhandenen) Buckel war extrem gut in Form für einen Mann seines Alters. Unter dem Schirm seiner Uniformmütze blitzen blaue Augen selbstbewußt hervor, seine dunkelblonden, von ersten grauen Fäden durchzogenen Haare waren militärisch kurzgeschoren.

Der Oberleutnant hatte trotz seiner erst 24 Jahre nur noch einen schütteren Kranz schwarzer Haare, was nicht einmal von der Schirmmütze komplett verdeckt werden konnte, da sein beinahe spitzer, fast eiförmiger Schädel die Mütze weit über den Haarkranz hob. Huberti war extrem kräftig gebaut und hatte noch dazu deutlich eine ganze Reihe von Kilos zuviel auf den Rippen. (Seine Mutter hatte immer behauptet: »Der Junge hat nur starke Knochen.«) Doch wer ihm in die dunkelbraunen Augen blickte, sah die kalte Intelligenz und Entschlossenheit, die einen erfolgreichen Offizier ausmachte.

Nehru empfing die Gäste mit einer kleinen Abordnung seiner Stabsoffiziere.

Als die Höflichkeiten ausgetauscht waren, kam Geyer sofort zur Sache: »Herr General, ich würde mich freuen, Sie und Ihren Stab zu einer Einsatzbesprechung an Bord der ›Ludwig Beckmann‹ begrüßen zu dürfen.«

»Wann?«

»Am besten gleich. Und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie den Geschwaderkommandanten und die Staffelführer benachrichtigen lassen könnten. Sie sollten der Besprechung unbedingt beiwohnen.«

Nehru bellte einen knappen Befehl in seiner Muttersprache, und schon flitzten ein paar Ordonnanzen los.

*

Eine Viertelstunde später hatten sich indische und Thule-Offiziere in einem Besprechungsraum an Bord des Stahlzeppelins versammelt. Vom Unteroffizier aufwärts sprachen alle Männer in der Indischen Legion Deutsch, so daß die Kommunikation problemlos verlief.

Oberst Gero Denen saß neben Hauptmann Wilfried Hartmann, dem Staffelkapitän von Mike »Draufgänger« McBain. Gebannt schauten beide auf Heinrich Geyer, der ans Rednerpult trat, während die Ordonnanzen noch Kaffee, Tee und Gebäck reichten.

»Ich bin ja wirklich gespannt, was uns in diese Einöde geführt

hat«, flüsterte der Oberst. »Ich vermag mir noch immer nicht so recht vorzustellen, wen oder was wir hier angreifen sollen.«

Ein Fahnenjunker stellte einen Kartenständer neben dem Rednerpult auf und entrollte eine große Karte des Mittleren Ostens, die das Gebiet etwa von Teheran bis Neu-Delhi und vom Südufer des Aral-Sees bis nach Bombay darstellte. Er reichte Geyer einen Zeigestock, salutierte und verschwand.

Als auch die letzte Ordonnanz den Raum verlassen hatte, räusperte sich der Generalmajor, und das leise Flüstern erstarb.

»Meine Herren, willkommen zur Einsatzbesprechung der ›Operation Bergübung‹. Ich will Ihnen nun erläutern, zu welchem Zweck wir in dieser Einöde zusammengekommen sind und wie der Einsatz aussieht, den wir durchzuführen gedenken.« Geyer nahm einen Schluck aus dem Wasserglas auf dem Rednerpult. Im Raum herrschte gespannte, fast atemlose Stille.

»Wie Sie alle wissen,« fuhr der Generalmajor fort, »war das Reich Thule noch bis in die 70erjahre hinein vor allem mit sich selbst beschäftigt. Wir mußten unser Land aufbauen und gleichzeitig unsere weltweite Infrastruktur. Wir hatten uns verschiedener Angriffe zu erwehren, die meist von den Amerikanern vorgetragen wurden und immer im Auftrag der AIn. Deshalb konnten wir nur selten aktiv gegen Aktivitäten der Außerirdischen und ihrer Lakaien vorgehen. Allerdings hatten wir auch damals schon unsere Agenten weltweit im Einsatz, auch wenn sie sich in der Regel auf das Beobachten und Sammeln von Informationen beschränken mußten. Doch diese Datensammlung ist heute ein unschätzbarer Aktivposten in unserem Kampf für die Freiheit.« Er deutete mit dem Zeigestock auf den Hindukusch im Nordosten Afghanistans. »Seit Beginn der 60erjahre haben Lakaien der AIn oder, wie man im Licht der neusten Erkenntnisse befürchten muß, durchaus auch freiwillig und unbeeinflußt mit den AIn kooperierende Kreise im afghanischen Kafiristan eine sogenannte ›Höhenforschungsstation‹ aufgebaut. Sie liegt in den Bergen nördlich von Aladabad auf einer Höhe von fast 5000 Meter. Leider war unser Agentennetz zur damaligen Zeit noch sehr dünn, und wir haben schlicht und ergreifend nicht mitbekommen, was da getrieben wurde.

Um den Wert dieser Station für die AIn zu begreifen, sollten Sie daran denken, wie empfindlich diese außerirdischen Ungeheuer auf das Spurengas Kohlendioxid reagieren. Daß die Lakaien der AIn hinter der momentanen weltweiten Hysterie um CO_2* stehen, ist Ihnen ja allen bekannt.

Ich erlaube mir allerdings den Hinweis darauf, daß CO_2 wegen seines größeren spezifischen Gewichtes in Höhen von mehr als 3000 Meter so gut wie nicht mehr vorkommt. Deswegen wären diese Regionen für die AIn nahezu ideal, wenn nicht mit der Höhe auch der Luftdruck zurückgehen würde.

Dennoch scheint ihnen der niedrige Luftdruck weniger auszumachen als das Nutzgas, das von allen Pflanzen als Nährstoff gebraucht wird. Aber ich schweife ab.« Geyer nahm einen weiteren Schluck Wasser und wandte sich dann wieder der Karte des Hindukusch zu.

»Erstmals aufmerksam geworden auf die Bergstation sind wir während des Afghanistanfeldzugs der Sowjetunion. Wir hatten damals unser Satellitennetz gerade so weit ausgebaut, daß wir die Erdoberfläche umfassend überwachen und aufklären konnten. Und so fanden wir die von uns auf den Kodenamen ›Schlangennest‹ getaufte Bergfestung auf Überwachungsfotos, die uns eigentlich über den Stand des Vormarsches der sowjetischen Truppen in der Region Auskunft geben sollten.

Anfangs dachten wir uns noch nicht viel dabei, hielten die festungsartige Anlage für ein Relikt aus der Zeit der gescheiterten englischen Eroberungsfeldzüge in Afghanistan. Wir stellten auch noch keinen inhaltlichen Zusammenhang her, als die Amerikaner just zu dem Zeitpunkt, als die Sowjets die Region Aladabad unter ihre Kontrolle gebracht hatten, damit begannen, die Taliban mit Stinger-Raketen** auszurüsten.

Wie Sie alle wissen, begann mit der Lieferung dieser Waffen durch die CIA*** an die Gotteskrieger der Anfang vom Ende

---

* Chemische Formel für Kohlendioxid
** Tragbare Flugabwehrraketen
*** Central Intelligence Agency – Auslandsgeheimdienst der USA

des sowjetischen Einmarschs in Afghanistan – und letzten Endes auch der Zusammenbruch des Sowjetimperiums. Während die Raketen gegen hochfliegende Kampfflugzeuge wenig ausrichten konnten, waren sie geradezu ideale Abwehrwaffen gegen die sowjetischen Kampfhubschrauber. Und es waren die Hubschrauber, die in der schroffen Bergwelt des Hindukusch die Überlegenheit der Eroberer sicherten. Bodentruppen waren verwundbar, Panzer ebenso sinnlos wie schnelle und hochfliegende Bomber. Es war der Hubschrauber als ›fliegende Kavallerie‹, der dicht über die schroffen Felsen fegte und die Taliban ausräucherte. Als die amerikanischen Raketen die Hubschrauber in große Höhen zwangen, verloren sie ihre Wirksamkeit. Nun kontrollierten die Gotteskrieger die Berge. Und wer die Berge kontrolliert, der kontrolliert Afghanistan.

Die Sowjets mußten das Land verlassen wie geprügelte Hunde. Aber erst viel später haben wir von einem ehemaligen Agenten des KGB* erfahren, daß die Amis mit ihren Raketenlieferungen genau in dem Moment begannen, in dem die Sowjets beschlossen hatten, jenes mysteriöse ›Schlangennest‹ einer genaueren Überprüfung zu unterziehen.

Die Hubschrauber, die das für diese Operation vorgesehene Regiment in die Berge bringen sollten, waren die ersten sowjetischen Maschinen, die Opfer der Stinger wurden. Abgefeuert hatten die Raketen CIA-Agenten, die den Taliban angeblich zeigen wollten, wie effektiv die Waffen waren, die sie ihnen zu liefern versprachen.«

Geyer machte eine kurze Pause, um seinen anschließenden Worten noch mehr Gewicht zu verleihen: »Offenbar hatten die Amerikaner mit der damaligen Talibanführung vereinbart, daß das Gebiet rings um das ›Schlangennest‹ nicht angetastet wurde. Und wie es scheint, haben sich die Gotteskrieger an das Abkommen gehalten – bis zum Spätsommer des Jahres 2001.

Der eine oder andere von Ihnen wird sich noch an den elften September jenes Jahres erinnern, als zwei Verkehrsflugzeuge

---

* Geheimdienst der Sowjetunion

ins New Yorker World Trade Center flogen, eine dritte Maschine ins Pentagon* in Washington und eine vierte, die angeblich zum Weißen Haus unterwegs war, in Pennsylvania auf offenem Feld abstürzte. Die Ereignisse jenes Tages dienten den Amerikanern als Begründung für ihren Einmarsch in Afghanistan.«

General Nehru räusperte sich vernehmlich, und Geyer sah ihn auffordernd an: »Sie haben eine Frage, General?«

»Ja. Wollen Sie andeuten, es gäbe einen Zusammenhang zwischen dem Terror des elften September und den Aktionen der Taliban in Bezug auf jene Bergfestung ›Schlangennest‹?«

»Ich behaupte gar nichts«, erklärte Geyer mit einem hintergründigen Lächeln. »Ich stelle nur fest, daß die Terroranschläge gerade noch rechtzeitig genug erfolgten, um den amerikanischen Einmarsch ins Land zu legitimieren und die geplante Operation der Taliban gegen das ›Schlangennest‹ zu vereiteln.

Seitdem gilt der Norden Afghanistans als relativ sicher und befriedet, in der geheimen Anlage wird ungestört von ausländischen und einheimischen Kräften weitergearbeitet – woran, wissen wir nicht genau, vermuten aber, daß es sich um Hirnimplantate handelt. Ja, Sie haben richtig gehört: In jener Bergfestung dürfte sich eine große Fabrikationsstätte für jene Implantate befinden, die Menschen zu willenlosen Lakaien der außerirdischen Ungeheuer und ihrer menschlichen Verbündeten, Handlanger oder was auch immer machen.

Und daher werden wir das tun, wozu Sowjets und Taliban nicht in der Lage waren: Wir werden das Schlangennest ausräuchern!«

Leises Gemurmel zeigte die Unruhe an, die diese Worte des Generalmajors auslösten. Gero Denen hob zögernd die Hand.

»Ja, Oberst?« Geyer lächelte ihm aufmunternd zu. »Sie haben eine Frage?«

»Um von hier nach Afghanistan zu gelangen, müssen wir pakistanisches Gebiet überfliegen. Und Sie wissen, daß zwischen

---

* Sitz des Verteidigungsministeriums der USA

Indien und Pakistan nach wie vor äußerst gespannte Beziehungen bestehen.«

»Danke für ihren Hinweis, Oberst, aber das war uns natürlich klar. Und nichts liegt uns ferner, als einen weiteren Krieg zu provozieren, wenn auch vielleicht nur durch einen dummen Zufall.« Mit dem Zeigestock umriß er auf der Karte das Gebiet nördlich des Khaiber-Passes. »Ihre Maschinen werden ebenso wie die Stahlzepps nur diesen Korridor nördlich von Islamabad überfliegen. Wie Sie alle wissen, hat die den Amerikanern hörige Zentralregierung in dieser Gegend nur wenig Einfluß.

De facto herrschen in diesem Bereich die Führer der dort lebenden Stämme. Und die meisten dieser Männer sind erstaunlich vernünftig. Unsere Agenten vor Ort haben Kontakt zu den Stammesfürsten aufgenommen und nicht nur erreicht, daß wir diesen Korridor überfliegen können, ohne daß man etwas gegen uns zu unternehmen versucht oder auch nur unseren Einsatz an die Zentralregierung weitermeldet.

Nein, wir sind weiterhin übereingekommen, daß Piloten, deren Maschinen beim Einsatz beschädigt werden und die über diesem Gebiet aussteigen müssen, jede nur erdenkliche Hilfe erhalten.« Geyer wandte sich direkt an Denen: »Herr Oberst, bitte machen Sie Ihren Piloten noch einmal klar, daß im Fall einer Beschädigung niemand eine Notlandung versuchen soll. Die Männer sind angehalten, mit dem Schleudersitz auszusteigen, damit schadhafte Maschinen beim Absturz vollkommen zerstört werden. Wir legen keinerlei Wert darauf, daß dem Feind verwertbare Informationen in die Hände fallen.«

Denen nickte zum Zeichen, daß er verstanden hatte.

Geyer sprach nun direkt zu den Indern: »Der Einsatz gegen die Bergfestung ›Schlangennest‹ wird morgen abend starten. Unsere drei Stahlzeppeline bringen die Indische Legion direkt an den Ort des Geschehens. Da Sie bei Dunkelheit kämpfen werden, haben wir für jeden Ihrer Männer ein Nachtsichtgerät der neusten Generation dabei.«

Der Generalmajor zog etwas aus der Innentasche seiner Uniformjacke, das kaum anders aussah als eine Sonnenbrille mit dicken Bügeln.

Nehru war ebenso überrascht wie die anderen Inder im Raum. »Das soll ein Nachtsichtgerät sein? Die Geräte, die wir bisher kannten, sahen ganz anders aus!«

Geyer nickte lächelnd. »Das glaube ich Ihnen aufs Wort. Aber wir Deutschen waren schon immer führend auf dem Gebiet der Nachtsichttechnik. Unsere Panzer konnten schon bei Nacht treffsicher schießen, als die Amerikaner noch nicht einmal wußten, daß so etwas überhaupt möglich war.

Wie unzählige andere Patente auch wurden die deutschen Konstruktionsunterlagen für diese Technik nach der Katastrophe von 1945 entschädigungslos geraubt und in die USA verschleppt. Ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß nie zuvor und nie danach ein Land so gründlich von seinen Feinden ausgeplündert wurde wie Deutschland 1945 bis 1948.

Die Siegermächte gaben sich ja nicht mit dem Diebstahl unserer Patente zufrieden, sie entführten obendrein jeden Wissenschaftler, dessen sie habhaft werden konnten. Die Logik ihres Vorgehens war ebenso einfach wie dreist: Wer kooperierte und in die USA oder in die UdSSR ging, konnte weiter arbeiten und es teilweise sogar zu Ansehen und Wohlstand bringen.

Wer seine Heimat nicht verraten wollte, wurde als ›Kriegsverbrecher‹ abgeurteilt, hingerichtet oder auf Jahre hinaus eingekerkert. Den sogenannten ›Kalten Krieg‹ und das Wettrennen zum Mond haben die Amerikaner doch nur deshalb gewonnen, weil sie die besseren Deutschen gefangen hatten als die Bolschewisten.«

Jetzt legte sich ein breites Lächeln auf Geyers Gesicht, das gerade noch höchst betrübt gewirkt hatte. »Aber keiner von beiden hatte die *besten* Deutschen – denn die waren längst nach Thule in Sicherheit gebracht worden. Und so kommt es, daß unsere Nachtsichtgeräte heute nicht größer als eine Sonnenbrille sind, während die Amerikaner noch klobige Optiken vom Format eines Fernglases mit sich herumschleppen müssen.

Sie werden verstehen, daß ich ausdrücklichen Befehl habe, auch diese Geräte nach dem Einsatz wieder einzusammeln. Das hat nichts mit Mißtrauen zu tun, sondern mit der Tatsache, daß wir noch kein Verfahren gefunden haben, mit dem wir Implan-

tatträger sicher erkennen können. Und wir müssen jede Möglichkeit ausschließen, daß Thule-Technologie in die Hände des Feindes fallen könnte.«

General Nehru hatte kein Problem mit diesem Argumentationsgang.

Geyer entrollte nun eine zweite Karte, die die feindliche Bergfestung detailliert zeigte. »Trotz all unserer Bemühungen ist es uns niemals gelungen, einen Mann ins Innere der Anlage zu schicken. Wir wissen also nicht, was uns drinnen erwartet.

Die Legion wird im Schutz der Dunkelheit in drei Gruppen von hier, hier und hier vorrücken.« Mit dem Zeigestock deutete er auf die drei geplanten Absetzpunkte.

Nehru nickte, hatte dann aber doch noch eine Frage: »Bekommen wir Unterstützung durch Panzer?«

»Unmöglich.« Bedauernd verzog Geyer das Gesicht. »Das Gebirge ist mit Panzern nicht befahrbar. Wir könnten natürlich mit weiteren Stahlzepps Panzer vor der Festung absetzen, aber die hätten nicht nur viel zu wenig Bewegungsraum, um ihre Stärken auszuspielen – in dieser Höhe könnten sie nur noch kriechen und wären somit leichte Ziele für die vermutete starke Feindabwehr. Vergessen Sie nicht, daß unser Einsatzziel beinahe 5000 Meter hoch liegt. Kolbenmotoren haben in einer solchen Höhe kaum noch Leistung, egal ob Turbolader oder nicht.

Aber Sie müssen deswegen nicht auf schlagkräftige Unterstützung verzichten, General. Das siebte Jagdbombergeschwader hat am Hard Knott Pass bewiesen, wie effektiv es Bodentruppen mit Luftangriffen zu unterstützen vermag.

Unsere Heinkels werden dem Feind mächtige Schläge versetzen, bevor auch nur einer Ihrer Soldaten seinen Fuß auf afghanischen Boden gesetzt hat. Die amerikanische, britische und bundesdeutsche Luftwaffe in der Region wird sich tunlichst zurückhalten. Und wenn nicht, werden wir die Angreifer schon weit im Vorfeld Ihrer Operation zurückweisen. Weder Anzahl noch Kampfkraft der alliierten Maschinen dort können sich mit unseren Heinkels messen.

Ihre Männer werden ihren Auftrag also ungestört ausführen

können, General.« Geyer lächelte zuversichtlich, und Radschif Nehru wirkte deutlich entspannter.

»Setzen Sie bitte für den morgigen Tag keine Übungen mehr an und geben Sie Ihren Männern den Befehl, sich gründlich auszuruhen. Sie sollen im Vollbesitz ihrer Kräfte sein, wenn wir morgen abend losziehen, um den AIn ihren schleimigen Arsch zu versohlen!«

*

Zu dieser Jahreszeit wurde es früh dunkel in Kaschmir. McBain und Staak hatten sich mit zwei anderen Piloten zu einer Runde Skat verabredet. Der Amerikaner hatte schon sehr bald nach seiner Ankunft in Thule Gefallen an dem urdeutschen Kartenspiel gefunden.

Wie hatte es einst in schlechteren Zeiten geheißen? »Wo ein deutscher Soldat steht, da ist eine Burg! Wo zwei deutsche Soldaten stehen, da ist eine Festung! Und wo drei deutsche Soldaten stehen, da wird Skat gespielt!« Der alte Landserwitz hatte auch heute durchaus noch seine Berechtigung.

Die Köpfe rauchten und die Zigaretten auch. Mike war mittlerweile regelrecht versessen auf die hochwertigen Glimmstengel, die in Thule produziert wurden. Sie waren viel kräftiger im Geschmack als alles, was er früher in Amerika geraucht hatte, und kamen auch ohne den heute sonst weltweit üblichen Filter aus. Sie boten noch unverfälschten Genuß, wie er angesichts internationaler Kampagnen gegen das Rauchen – die natürlich ihren wahren Grund ebenso wie die Kampagne gegen Kohlendioxid und andere »Luftschadstoffe« in der Empfindlichkeit der über ihre schleimbedeckte Körperoberfläche atmenden AIn gegen jegliche Luftbelastung hatten – sonst kaum mehr möglich war.

Normalerweise hätte auch noch ein Bier zu dieser fröhlichen Skatrunde gehört, aber Oberst Denen hatte seinen Piloten in der internen Besprechung, in der er sie über Geyers Vortrag informiert hatte, zu absolutem Alkoholverbot verdonnert. Eine Nacht und einen ganzen Tag vor dem geplanten Einsatz fanden die

meisten Flugzeugführer das zwar übertrieben, aber niemand murrte. Und daß der Befehl eines Vorgesetzten in den Thule-Truppen auch ohne Kontrollen getreulich befolgt wurde, war zumindest in Offizierskreisen Ehrensache.

Da sie zu viert spielten, mußte in jeder Runde reihum einer der Männer aussetzen und fungierte als Kartenmischer. Mike war mit Geben an der Reihe und hatte gerade den ersten Satz von drei Karten verteilt, als mehrere Salven automatischer Gewehre ihn hochschrecken ließen.

Auch seine Kameraden ließen Karten Karten sein – nur Klaus Staak warf seine mit mißmutigem Gesicht offen auf den Tisch und knurrte: »Mist! Ausgerechnet jetzt! Drei Buben in der ersten Hand!« – und griffen zu ihren Dienstpistolen, die sie stets in Reichweite hatten.

Sie stürmten aus dem Stb hinaus in die Kälte. Scheinwerfer kreisten über dem Zeltlager der Inder, und aufgeregte Rufe tönten von dort herüber. Mit entsicherten Waffen liefen die Piloten dem Quell der Unruhe entgegen.

Auch aus den anderen Stahlblechhütten stürmten die Piloten, und fast jeder hatte seine Pistole in der Hand.

Die indischen Legionäre standen alle vor ihren Zelten und riefen aufgeregt durcheinander. General Nehru erschien gemeinsam mit Heinrich Geyer. Im Gegensatz zu den Offizieren sprachen die meisten Soldaten der Legion kein Deutsch. Nehru sprach mit einem Unteroffizier der Sikh, der an seinem Turban deutlich zu erkennen war und völlig unaufgeregt Auskunft gab.

Der Inder drehte sich zu Generalmajor Geyer um und redete mit besonders lauter Stimme, so daß alle herbeigeeilten Thule-Soldaten mithören konnten: »Unsere Wachtposten haben drei Legionäre erschossen, die das Lager unerlaubt verlassen wollten. Ein vierter Soldat, der ebenfalls zum Wachdienst eingeteilt war, ist spurlos verschwunden. Die drei Leichen werden gerade ins Lazarett geschafft und auf der Stelle obduziert, aber wir können eigentlich jetzt schon davon ausgehen, daß es sich bei ihnen um Implantatträger handelt.

Weshalb der vierte Soldat nicht mehr auf Posten ist, können wir nicht mit Sicherheit sagen. Es ist möglich, daß er von AIn-

Lakaien entführt oder erschossen wurde und jetzt irgendwo da draußen liegt – es ist aber ebensogut möglich, daß er selbst ein Implantatträger ist und sich mit den Informationen über unsere Angriffspläne abgesetzt hat. Das heißt, wir werden uns morgen abend auf heftigsten Widerstand einstellen müssen – und auf große Verluste.«

»Das ist richtig«, stimmte Geyer zu. »Wenn wir morgen abend wie geplant angreifen, ist das Risiko gewaltig. Wenn wir den Angriff hingegen verschieben, geben wir den AIn-Lakaien Gelegenheit, die Anlage zu evakuieren und außer ein paar alten Mauern nichts zu verlieren. Deshalb werden wir unseren Plan um 24 Stunden vorziehen und sofort zum Angriff übergehen! Wann können Sie Ihre Männer an Bord der Stahlzepps bringen, General?«

Nehru war nur für einen kurzen Augenblick verblüfft. Dann blitzten seine dunklen Augen auf, und er erklärte zuversichtlich: »In 30 Minuten sind die vorgesehenen Einheiten an Bord der Maschinen, General!«

Sprach's, drehte sich um und bellte seinem Stab eine Reihe kurzer Befehle zu. In die gerade noch so durcheinanderwuselnden Inder kam kontrolliertes Leben: Offiziere und Unteroffiziere gaben Anweisungen, die Soldaten huschten zu ihren Zelten, kamen mit Marschgepäck und Waffen wieder heraus und begaben sich eilig, aber diszipliniert zu den drei mächtigen Stahlzeppelinen.

Jeder von ihnen war schon darüber informiert, welchem Gefährt seine Einheit zugeteilt war, und so dauerte es exakt 26 Minuten nach Befehlserteilung, bis sich je 1000 indische Legionäre an Bord eines jeden Stahlzeppelins befanden.

Bevor er als letzter Mann an Bord von SZ 59 ging, sprach Geyer noch einmal kurz mit Oberst Denen: »Uns bleibt nichts anderes übrig, als sofort loszuschlagen, denn vom Lazarett wurde mir soeben gemeldet, daß auf den Hirnrinden aller drei Getöteten AIn-Implantate entdeckt wurden. Also werden Sie und Ihre Männer exakt eine halbe Stunde nach unserem Abflug starten. Wie ich höre, lassen ihre Maschinenwarte die Turbinen schon warmlaufen!«

»So ist es, General! Wir brauchen kaum zehn Minuten, um das Zielgebiet zu erreichen. Wenn Sie mit Ihren fliegenden Zigarren eintreffen, sind wir längst vor Ort und haben jede denkbare feindliche Abwehr unterdrückt.«

»Ich verlasse mich auf Sie, Oberst!« Geyer salutierte und eilte dann über die Rampe in den Bauch der »Günter Frenzel«. Nur Augenblicke später hoben alle drei Stahlzeppeline federleicht vom Boden ab und verschwanden mit ihrem charakteristischen leichten Summen im Dunkel der Nacht.

Friedensengel, zähnefletschend, steigt aus dem Meer empor
Dieser Frieden ist verletzend, Welt im Taumel, sieh dich vor!
Maskenbildner, Pazifisten, Herr der Fliegen, Utopie
Lämmer an den Futtertrögen erringen keinen Sieg

(Von Thronstahl)

7. Ein deutscher Amerikaner

Mike McBain und Klaus Staak eilten in voller Einsatzausrüstung zu ihren startklaren Maschinen. Die jeweils zwei TL-Geräte* vom Typ He S 68 N (das N stand für Nachbrenner) liefen auf Leerlaufdrehzahl, um den Schmierölkreislauf warmzuhalten.

Die Nacht war bitterkalt, und die Maschinenwarte wollten keine Triebwerksschäden riskieren, wenn die Piloten beim Start die volle Drehzahl abriefen und dann vielleicht der schmierende Ölfilm abscherte, weil er noch nicht auf Betriebstemperatur war.

Die Warte halfen den Piloten beim Anschnallen, kletterten dann zu Boden und zogen die leichten Alu-Leitern weg. Die Hauben über den Führerkanzeln wurden geschlossen, und die Männer an den Steuerknüppeln schalteten sich in die Funkfrequenz ihrer jeweiligen Staffel ein.

Mike »Draufgänger« McBain gehörte wie sein Rottenflieger Klaus Staak zur dritten Staffel der ersten Gruppe des Geschwaders, die unter dem Kommando von Hauptmann Wilfried Hartmann stand.

Als Offizier von gleichem Rang hätte Mike eigentlich ebenfalls das Kommando über eine Staffel zugestanden, aber nach

---

* Turbine Luftstrahl: korrekte deutsche Bezeichnung für Düsentriebwerke

seiner Eskapade am Amazonas stand er sozusagen noch unter Bewährung. Er hatte sich selbst innerlich schon mehr als einmal dafür geohrfeigt, auf Manfreds Einflüsterungen hereingefallen zu sein. So etwas würde ihm nie wieder passieren, das stand felsenfest.

»Staffelführer an dritte Staffel: Bereitmachen zum Start!« Hartmanns Stimme im Helmempfänger riß Mike aus seinen Grübeleien. »Wir haben Freigabe! Los geht's!«

Mike schob beide Gashebel ein ganz klein wenig nach vorn, und die Heinkel rollte an, dem Ende der Startbahn entgegen. Am Boden wurde die Maschine wie alle Flugzeuge mit den Füßen gesteuert. Die Pedale des Seitenruders lenkten ebenfalls das Bugrad.

Nur einem Laien kam diese Steuermethode merkwürdig vor. Einem Piloten ging sie meist schon nach der ersten Flugstunde in Fleisch und Blut über.

Staaks Maschine rollte rechts von Mikes Heinkel, die unter der Pilotenkanzel nicht nur den stolzen Schriftzug »Draufgänger« trug, sondern auch das kleine Bild eines schwertschwingenden Siegfrieds. So ganz vorschriftsgemäß war die Individualisierung des Jagdbombers nicht, aber Mikes Vorgesetzte drückten beide Augen zu.

Piloten seiner Klasse waren rar und mußten gepflegt werden.

Am Kopfende der Startbahn trat Mike auf beide Fußpedale, was die Bremse aktivierte. Die Heinkel nickte kurz und hielt an. Kaum waren die beiden Maschinen vor ihm hundert Meter entfernt, schob er beide Gashebel nach vorn, über den deutlich spürbaren Anschlagpunkt hinweg. Das brachte nicht nur die Triebwerke auf Touren, sondern aktivierte auch die Nachbrenner.

Wenn er die Hebel über vier weitere Druckpunkte bis ganz nach vorn schob, wurde die fünfte und stärkste Nachbrennerstufe gezündet. Jetzt hätte die Heinkel auf dem blauen, fast zehn Meter langen Feuerstrahl, der aus ihrem Heck schoß, senkrecht in den Himmel reiten können wie eine Rakete.

Doch kaum hatten ihre Maschinen den Boden verlassen, nahmen die Piloten des siebten Jabogeschwaders den Nachbrenner

wieder heraus, denn er verbrauchte sehr viel Treibstoff. Deswegen wurde er nur beim Start und in extremen Luftkampfsituationen genutzt, denn die Maschinen waren im Gegensatz zu den meisten anderen Kampfflugzeugen auch ohne Nachbrenner in der Lage, schneller als der Schall zu fliegen.

Die Heinkels warteten nicht, bis alle Flugzeuge des Geschwaders in der Luft waren. Wer den Boden verlassen hatte, ging anweisungsgemäß sofort auf Zielkurs.

Es dauerte nur unwesentlich länger als zehn Minuten, bis Mike und sein Rottenflieger das Zielgebiet erreicht hatten. Das Geschwader hatte Befehl, auf 15 000 Meter zu steigen und das Zielgebiet passiv abzusuchen. Die Anlagen vom Typ FuG* 314 »Oberwesel« reagierten zuverlässig auf alle bekannten Funkmeßfrequenzen und würden jeden aktiven Ortungsversuch durch den Feind sofort anzeigen.

Bald kreisten alle 140 Jagdbomber hoch über dem nächtlichen Hindukusch.

Endlich kamen auch die drei Stahlzeppeline näher. Mittels Funkmeßortung** waren diese Geräte nicht anzupeilen. Aber da sie sich in der eiskalten, knochentrockenen Gebirgsluft nicht mit einer tarnenden Wolke umgeben konnten, zeigten sie ein deutliches Wärmebild.

Plötzlich kam Hektik auf. Die »Oberwesel«-Geräte zeigten feindliche Funkmeßanlagen an. Bisher getarnte Feindstellungen in den Bergen wurden aktiv und feuerten Raketen auf die Stahlzepps ab.

Die Jagdbomberpiloten reagierten augenblicklich: Die erste Staffel der dritten Gruppe setzte ihre Raketen vom Typ »Panzerblitz VIII« ein. Die folgten dem feindlichen Funkmeßstrahl bis zur Quelle und schalteten diese zuverlässig aus.

Selbst wenn der Gegner jetzt noch über Luftabwehrraketen verfügen sollte, hatte er keine Gelegenheit mehr, sie auf ein Ziel auszurichten.

---

* Funkgerät

** Korrekte deutsche Bezeichnung für das »Radar«-Verfahren

Die schon gestarteten Geschosse explodierten wirkungslos an der Panzerhülle der Luftschiffe. Sie waren dafür konstruiert, Düsenflugzeuge vom Himmel zu holen. Für die Zeppeline mit ihrer 15 Zentimeter starken Mehrschichtpanzerung wären ganz andere Geschosse notwendig gewesen.

Sobald die Werferstellungen ausgeschaltet waren, gingen SZ 54 und SZ 61 auf der freien Fläche vor der Bergfestung nieder, die mit ihren mächtigen Mauern und gedrungenen Kuppelbauten beinahe wirkte wie eine mittelalterliche Burg.

2000 indische Legionäre stürmten aus den gewaltigen Stahlleibern und gingen gegen die hohen Mauern vor. Das Licht der Sterne reichte aus, um in den Nachtsichtgeräten der Soldaten die Illusion hellen Tageslichts zu erzeugen.

Während sich die Stahlzeppeline sofort wieder in die Luft erhoben und in sicherer Entfernung Warteposition bezogen, schwärmten die Inder aus und nahmen die Bergfestung in die Zange. Doch schon gerieten sie unter massiven Beschuß.

General Radschif Nehru setzte sich an die Spitze seiner Truppen und arbeitete sich durch das felsübersäte Gelände auf die Festung vor. Sosehr die rauhe Topographie das Fortkommen auch erschwerte, sosehr bewahrte sie doch seine Truppe vor allzu großen Verlusten.

Denn die Legionäre wurden nicht nur von Schießscharten der Festung aus unter Beschuß genommen, sondern auch von bisher getarnten Bunkerstellungen in den Bergen ringsum. Nicht nur das Feuer schwerer MG schlug den Indern entgegen, sondern auch das leichter Maschinenkanonen.

Nehru rief die Einsatzleitzentrale von SZ 59, in der Generalmajor Geyer die Aktion koordinierte: »Das feindliche Feuer nagelt uns fest! Ohne Luftunterstützung kommen wir nicht weiter!«

»Ich gebe den Jabos sofort die entsprechenden Befehle. Können Ihre Männer die Feindstellungen beleuchten?«

»Selbstverständlich, General! Sagen Sie Ihren Piloten, wir schalten auf UV-Frequenz!«

Die Bündellichtgeräte, die einige Spezialisten der Indischen Legion mit sich führten, waren nicht viel größer als eine starke

Taschenlampe. UV-BüLi, also gebündeltes Licht im ultravioletten Bereich, war mit bloßem Auge unsichtbar, leuchtete für die entsprechenden Geräte aber so hell wie die Mittagssonne. Auch in den Nachtsichtgeräten war es darstellbar, wenn man einen kleinen Schalter am Bügel betätigte.

Also markierten die Inder mit dem »unsichtbaren Licht« Schießscharten und Bunker, MG-Nester und Geschützstellungen. Wie Perlen an der Schnur kippten die Heinkels eine nach der anderen über die linke Tragfläche ab, jagten den markierten Zielen entgegen und lösten dabei Bomben und Raketen aus.

Als Mike und sein Rottenflieger Klaus an der Reihe waren, brannte es am Boden schon lichterloh. Im ReVi* seiner Maschine waren die markierten Ziele deutlich zu sehen.

McBain löste zwei panzerbrechende Raketen mit UV-Suchkopf aus, die eine Bunkerstellung knackten. Noch während die Raketen dem Ziel entgegenschossen, schaltete er auf Bombenabwurf um.

Die Sprengkörper SC 1200 b waren zwar konventionelle Abwurfwaffen, doch sie trugen einen BüLi-Spürer an der Spitze, der mit ihrem steuerbaren Leitwerk verbunden war. Im richtigen Winkel abgeworfen, stürzten sie genau in den Auftreffpunkt des unsichtbaren BüLi-Strahls, der ihr Ziel markierte.

Da sie fast unmittelbar über dem Ziel gekreist hatten, mußte McBain die »Draufgänger« in einen steilen Sturzflug zwingen. Obwohl er den Schub ganz zurücknahm, wurden die Berge rasch größer.

Zum erstenmal sah Mike die »Höhenforschungsstation« von nahem. Er mußte grinsen. Das Ding hätte auch eine archaische Bergfestung aus einem der »Indiana Jones«-Filme sein können, die er als Junge immer so gern gesehen hatte.

Damals hatte er sich zwar immer gewundert, weshalb ausgerechnet die Deutschen die Bösen in den Streifen waren, obwohl sie die tollsten Flugzeuge und die schicksten Uniformen hatten.

---

* Reflexvisier – auf Neudeutsch gern auch »Head-up-display« (wörtlich übersetzt: »Kopf-oben-Anzeige«) genannt

Mittlerweile war er über die Hintergründe informiert und wunderte sich nicht mehr.

Er rief sich zur Ordnung, seine Gedanken nicht abschweifen zu lassen. Seine Maschine lag genau auf Zielkurs, noch acht Kilometer hoch, dreitausend Meter über der Zitadelle. Alles im grünen Bereich. Er löste die Bomben aus – und ein schwerer Schlag erschütterte seine Maschine.

Grelles Licht hüllte ihn sekundenlang ein, blendete ihn fast. Die Heinkel reagierte nicht mehr auf Steuerbefehle. Noch zweitausend Meter über Grund.

»Dein Heck brennt! Du mußt aussteigen!« brüllte Oberleutnant Staak im Funk.

»Goddamned!« In der Hektik fiel Mike in seine Muttersprache zurück: »What the hell happened?«*

»Keine Ahnung!« erklärte Klaus. »Irgendein Blitz hat dich getroffen! *Steig aus!*«

Nur noch tausend Meter über Grund. Mike griff mit beiden Händen nach hinten über seinen Kopf und zog den Auslösering für den Schleudersitz nach vorn.

Die Kanzelhaube wurde weggesprengt, und im nächsten Augenblick preßte der Raketenantrieb des Schleudersitzes alle Luft aus der Lunge des Piloten. Sein Rückgrat wurde zusammengestaucht, denn schon katapultierte ihn der Sitz aus dem brennenden Flugzeug.

Übergangslos wurde es still um ihn, er hörte nur noch das Zischen der dünnen, eiskalten Höhenluft. Automatisch lösten sich seine Gurte, aber obwohl der Sitz seinen Bremsfallschirm geöffnet hatte, blieb er nicht wirklich zurück.

Als sich Mikes eigener Schirm öffnete, hatte er großes Glück, daß der sich nicht mit dem des Sitzes verhedderte. Der Fallschirm entfaltete sich zur vollen Größe – und klappte wieder zusammen!

Erschrocken sah Mike den Erdboden auf sich zurasen. In dieser dünnen Höhenluft wirkte der Fallschirm nicht richtig, hätte

---

* »Gottverdammt! Was zur Hölle ist passiert?«

die doppelte Größe haben müssen, um die übliche Bremswirkung zu erzielen.

Erneut verfing sich Luft im Schirm und brachte ihn zur Entfaltung. Diesmal stabilisierte sich die Kappe, doch die Wirkung war nur beschränkt. Viel zu schnell kam der Boden dem Piloten entgegen.

Und dann schlug er auf.

Ein extremer Schmerz, der alle anderen Wahrnehmungen ausschaltete, raste von den Füßen her durch seinen Körper. Mike konnte einen kurzen Aufschrei nicht unterdrücken, rollte über den felsigen Boden und schaffte es, den Schnellverschluß des Geschirrs zu öffnen, das ihn an den Schirm kettete.

Endlich kam er zur Ruhe. In seinen Fußgelenken rotierten zwei glühende Kugeln, aber ansonsten fühlte sich sein Körper noch halbwegs unverletzt an.

Vorsichtig bewegte er die Zehen, dann die kompletten Füße. Sie ließen sich noch bewegen, waren also nicht gebrochen – aber heftigst verstaucht, wie er vermutete. Das war zwar schmerzhaft, aber nicht weiter schlimm. Er hatte mehr Glück als Verstand gehabt.

Mike lag zwischen einigen größeren Felsbrocken, die ihm Deckung gaben. Immer wieder hallten Schüsse, zischten Kugeln über ihn hinweg. Aber hier war er sicher. Oder?

Er hörte schwere Stiefel im Geröll knirschen. Hastig zog er die Dienstpistole aus dem Gürtelholster und entsicherte sie.

Aber es waren drei indische Legionäre, die zu ihm vordrangen. Sie hatten den Abschuß seiner Maschine und seine Fallschirmlandung beobachtet.

Ein junger Leutnant führte den Trupp. Er sprach wie alle Offiziere Deutsch: »Sind Sie verletzt?«

Mike winkte ab. »Ich habe mir nur die Fußgelenke verstaucht. Helfen sie mir hoch!«

Doch als er endlich auf den Beinen stand, keuchte er nicht nur vor Anstrengung und Sauerstoffmangel in der eiskalten Höhenluft.

Seine Fußgelenke schmerzten höllisch. Er mußte sich auf den Leutnant stützen.

Der sprach in seiner Muttersprache in ein kleines Funkgerät. Wenig später erschienen zwei Legionäre mit Rotkreuzbinden am Arm. Sie zogen Mike die Fliegerstiefel aus, tasteten seine Fußgelenke kurz ab, nickten zufrieden und legten dann stramme Bandagen an, über die er wieder die Stiefel ziehen und sogar noch verschnüren konnte.

Probehalber trat er auf – es schmerzte zwar noch immer, aber er konnte sich wieder bewegen. Gestenreich bedankte er sich bei den Sanitätern und wandte sich dann an den Leutnant: »Wie läuft die Operation?«

»Ihre Maschinen schalten alle Widerstandsnester systematisch aus, aber noch gibt es einiges zu tun. Es wäre einfacher, die Festung in Schutt und Asche zu legen, doch dann könnten wir sie nicht mehr untersuchen. Kommen Sie, Hauptmann – es dauert nicht mehr lange, bis die Festung sturmreif bombardiert worden ist!«

In diesem Augenblick zuckte ein gewaltiger Blitz wie bei einem Sommergewitter über den klaren, kalten Nachthimmel. Mike sah nach oben und entdeckte die Feuerwolke einer explodierten Heinkel, die am sternklaren Himmel aufblühte und rasch wieder verging.

Diesmal entfaltete sich kein Fallschirm. In Thule würde eine Familie den Vater und Ehemann beweinen.

Mike ahnte, daß die AIn eine Flugscheibe herangeführt hatten, was dank des hohen Tempos, das diese Geräte im luftleeren Raum erreichten, eine Sache von wenigen Minuten war. Der AIn-Commander mußte an seinen Bodenaufklärungsgeräten abgelesen haben, daß die Thule-Truppen im weiten Umkreis keine Schienenkanone aufbieten konnten. Nun brauchte er sich nur noch aus der Reichweite der Luftabwehrraketen der Heinkels zu halten, um in Sicherheit zu sein. Gleichzeitig konnte er seine BüLi-Werfer nach Belieben einsetzen – und in der dünnen, klaren Hochgebirgsluft wurden die gebündelten Lichtstrahlen so wenig gestreut und gedämpft, daß ein Volltreffer genügte, um einen großen Jabo abzuschießen.

Die einzige Waffe der Heinkels war ihre Beweglichkeit. Doch beim Angriff auf die Bergfestung mußten sie einen bestimmten

Bereich durchfliegen und machten sich so verwundbar. Wieder zuckte ein Blitz über den dunklen Hindukusch, und eine He 1098, deren Pilot gerade die Bomben abgeladen hatte und hochziehen wollte, raste mit brennendem Heck weiter dem Boden entgegen. Unmittelbar vor der kleinen Truppe schlug sie in die Festungsmauer und explodierte. Auch diesmal hatte Mike keinen Fallschirm entdecken können.

Doch mit seinem Opfer hatte der Flugzeugführer das letzte nennenswerte Widerstandsnest am Boden ausgeschaltet. Auf breiter Front setzte die Indische Legion zum Sturmangriff an.

Ein Schatten jagte aus der Dunkelheit heran und senkte sich auf die feindliche Anlage hinunter: SZ 59 war mit Höchstgeschwindigkeit herangerauscht und bremste mit unglaublichen Verzögerungswerten, wie sie nur ein MRR-Antrieb* bewerkstelligen konnte.

Schon landete der Stahlzeppelin im Innenhof der teilweise brennenden Festung. Die Rampe klappte auf, und das letzte Drittel der Indischen Legion stürmte heraus, umgab Generalmajor Geyer, seinen Stab und die große Gruppe der reichsdeutschen Wissenschaftler und Techniker, die hier möglichst viel über die Geheimnisse der AIn und ihrer menschlichen Verbündeten zu erfahren hofften.

Der letzte Mann war gerade von Bord, einige der Inder lieferten sich Feuergefechte mit den letzten noch lebenden Verteidigern, die Rampe war noch nicht vollständig wieder eingezogen, als der Kommandant die »Günter Frenzel« schon wieder hochzog.

Zu spät.

Ein grelles Licht zuckte aus dem All auf den Stahlzeppelin hinab und traf ihn im Bereich der vier Heckflossen. Die massive Hülle glühte rot auf. Während sich der Bug der Maschine weiter hob, konnte das Heck nicht mehr recht folgen.

Offenbar war der hintere MRR beschädigt. Die riesige Maschine drehte sich mit hängendem Heck um die Hochachse,

---

* MRR: Magnetrotationsringe

wuchtete sich über die große Bresche in der Mauer der Festung hinweg und schlug dann schwer auf der freien Fläche davor auf. Der fast 300 Meter lange Rumpf zeigte einen leichten, aber dennoch deutlich wahrnehmbaren Knick fast genau in der Mitte.

Dieser Stahlzeppelin würde nie wieder fliegen.

*

Am späten Nachmittag dieses denkwürdigen Tages kam Magnus Wittmann in den Tagesraum des kleinen Hotels, wo Rottenführer Heinrich aufgekratzt mit Männern seines Kommandos sprach. Der alte Mann hatte die letzten Jahre in völliger Einsamkeit verbracht und kostete die Gelegenheit, mit anderen zu sprechen, in vollen Zügen aus.

Magnus trug eine neue Folienmaske über dem Gesicht. Er räusperte sich kurz.

Als es still war, blickte er Heinrich an und erklärte: »Ich hatte vorhin ein weiteres Gespräch mit dem ›Bärwolf‹. Er ist der Meinung, daß du für deine treuen Dienste eine Beförderung mehr als verdient hast. Du darfst dich ab sofort als Stabsfeldwebel betrachten – und zwar rückwirkend seit dem 1. Januar 1946!«

Die Thule-Soldaten in Zivil sprangen auf und applaudierten, aber Heinrich machte ein eher unverständiges Gesicht. »So eine Beförderung ist ja ganz nett, aber bei Lichte betrachtet bin ich eigentlich seit rund einem Vierteljahrhundert im Ruhestand… hoffe ich wenigstens. Oder ist Thule so knapp an Soldaten, daß ihr mich noch in den Einsatz schicken wollt?«

»Nein, mein Freund. Den Ruhestand hast du dir redlich verdient.«

»Das will ich meinen… und deshalb kann es mir ziemlich egal sein, ob ich nachträglich befördert werde, oder?«

»Ganz und gar nicht. Denn wenn ich das richtig verstehe, hat dir doch niemand mehr deinen Sold gezahlt. Bärwolf hat veranlaßt, daß auf deinen Namen ein Konto bei der Reichsbank in Neu-Berlin eröffnet wird. Auf das zahlt man deinen regulären Sold ab Mai 1945 – in harter Thule-Mark. Und da unsere Stabs-

felds nicht schlecht verdienen, kommt so ein hübsches Sümmchen zusammen – mehr als 60mal der Jahressold. Du bist ein gemachter Mann, Heinrich. Du wirst dir in Thule jedes Haus und jede weitere Annehmlichkeit leisten können, nach der dir der Sinn steht!«

Endlich begriff der alte Mann, und kurz verschleierte ein feuchter Schimmer seine Augen. Aber dann schluckte er seine Rührung herunter und griente: »Ich bin also ein reicher Mann, ja?«

Als der Hauptmann nickte, stellte er fest: »Na, dann werden mir die Mädels ja kaum noch widerstehen können. So ein fescher alter Knacker wie ich, und dann auch noch reich… wann brechen wir auf nach Thule?«

Die Männer im Raum brüllten vor Lachen. Dieser Alte war ganz nach ihrem Geschmack. Der hatte noch einiges vor im Leben.

»Ein paar Tage werden wir wohl noch aushalten müssen«, bremste Magnus Heinrichs Tatendrang. »Immerhin brauchen wir deine Expertise noch, um die Fallen in S III abzuschalten. Wir wollen ja schließlich nicht unseren verehrten Professor Schulz in die Luft sprengen, wenn er endlich hier ankommt.«

»Das war doch nur ein Witz, Junge! Aber eine Bitte hätte ich dennoch: Ich würde so gern endlich wieder den Himmel und die Sterne sehen. Laß uns heute abend ausgehen, Magnus! Ich lade dich ein – und deinen Freund Manfred auch. Nach dem Ding, das ich ihm verpaßt habe, bin ich ihm eine Wiedergutmachung schuldig.«

»Einverstanden, warum nicht? Aber wie willst du uns einladen? Ich meine, womit willst du zahlen? Falls du noch alte Reichsmark hast… die gilt längst nicht mehr!«

»Weiß ich doch, Hauptmann! Aber du hast doch sicher eine Kriegskasse mit Euros dabei, oder? Aus der gibst du mir einen kleinen Vorschuß, den ich sofort zurückzahle, wenn wir nach Thule kommen. Du hast ja selbst gesagt, daß ich jetzt reich bin!«

Die anderen Männer im Raum lachten schon wieder laut auf, und Magnus mußte erkennen, daß der frischgebackene Stabs-

feldwebel Heinrich zu Recht befördert worden war. Ein Unteroffizier hatte gerissen zu sein – und wenn Heinrich nicht gerissen war, würde man den Begriff neu definieren müssen.

*

Kurz vor Einbruch der Dämmerung verließen Magnus, Manfred und Heinrich das Hotel »Alte Stadt«. Tief sog der alte Mann, dessen Haltung trotz seines hohen Alters noch immer militärisch stramm war, die klare, kühle Winterluft ein. Am Horizont zogen Schneewolken auf.

»Ah, was für ein Genuß! Ihr glaubt ja gar nicht, wie sehr man den weiten Himmel und die frische Luft zu vermissen beginnt, wenn man in einer unterirdischen Höhle festsitzt – egal wie groß die Höhle auch immer ist. Und das Sonderbauvorhaben III ist verdammt groß, laßt euch das gesagt sein!«

»Aber warum bist du nicht einfach weggegangen? Was hat dich da unten all die Jahre festgehalten?« Manfred sah Heinrich mit echtem Interesse an – er konnte sich die Motive für die außergewöhnliche Haltung des Alten einfach nicht erklären.

»Ich hatte meine Befehle, du junger Hüpfer! Ich weiß allerdings nicht, ob jemand *wie du* das überhaupt verstehen kann!«

»Jemand *wie ich?* Warum betonst du das so komisch?«

»Die Kameraden haben mir heute nachmittag erzählt, was mit dir los ist. Du bist ja tatsächlich vom anderen Ufer.« Heinrich grinste freundlich. »Ich hätte nie gedacht, daß ich so jemanden mal wirklich treffen würde. Wenn ich gewußt hätte, daß du ein Schwuli bist, hätte ich dich nie so genannt… äh, ich meine… ach, egal! Du verstehst schon, was ich sagen will!«

»Nein, ich verstehe das ganz und gar nicht.« Manfreds Stimme bekam einen scharfen Unterton. Wenn es um seine Homosexualität ging, war er gern und schnell beleidigt.

Heinrich hatte ein feines Gespür für Stimmungen und versuchte Manfred zu beruhigen. Er wollte keinen Streit. »Ich meine, du kannst von mir aus sein, was du willst, solange du mich damit in Ruhe läßt. Halte dich fern von meiner Rückseite, dann ist alles in Ordnung.«

»Ich bin doch kein Leichenschänder!« Manfred sah eine Chance, sich für die vermeintlichen Beleidigungen zu rächen, und ergriff sie.

Pech für ihn, denn Heinrich ergriff seine Hand.

Sein linkes Handgelenk, um genau zu sein. Blitzschnell bog er es noch oben und drückte mit seinem Ringfinger auf eine bestimmte Stelle kurz oberhalb des Handgelenks.

Manfred schrie auf vor Schmerzen. »Magnus!«

Doch der sah keine Veranlassung einzugreifen. Der Journalist wagte nicht, sich zu bewegen, denn jede Veränderung seiner Position hätte den Schmerz in seinem linken Arm noch verstärkt.

»Nur damit du merkst, daß du es nicht mit einer Leiche zu tun hast, Jungchen!« zischte Heinrich. »Ich bin zwar alt, aber noch lange nicht tot, wie du gerade spürst. Haben wir uns verstanden?«

»Ja! JA! Es tut mir leid, ehrlich!«

Heinrich ließ Manfreds Hand los, und der Schmerz verschwand auf der Stelle.

Magnus nickte anerkennend und ehrlich interessiert. »Sehr interessanter Griff, Heinrich. Den mußt du mir bei Gelegenheit mal genauer zeigen!«

»Gern!«

»Ist ja entzückend«, ätzte Manfred. »Da haben sich zwei gesucht und gefunden. Ich würde mich gern über normale Dinge unterhalten, aber diese beiden Superkrieger hier tauschen sich anscheinend lieber über Foltermethoden und andere Nettigkeiten aus!«

»Aber nicht doch, Manfred«, versuchte Heinrich die Wogen zu glätten, »ich würde gern wirklich mehr über die Welt von heute erfahren. Vieles von dem, was ich in meinem Bau mitbekommen habe, erscheint mir so seltsam… beinahe irreal!«

»Ich will dir deine Fragen gern beantworten – wenn du mir zuerst eine Antwort auf meine gibst.«

»Welche?«

»Na die, weshalb du dein Leben in diesem überdimensionierten Bunker vergeudet hast. Du wirkst wie ein ziemlich cleverer

Mann auf mich! Wie kommt so einer dazu, sein ganzes Leben unter der Erde zu verbringen?«

Heinrich seufzte tief und sagte dann gedehnt: »Das wird dir euer berühmter Professor vermutlich viel besser erklären können als ich, wenn er hier eintrifft und *Projekt Endsieg* untersucht hat. Es käme einer Katastrophe gleich, gegen die unsere Niederlage 1945 ein Klacks war, sollte diese Anlage in die Hände der Feinde fallen.«

Manfred schnaubte verächtlich. »Du hängst noch immer dieser verbrecherischen Ideologie an – nach allem, was geschehen ist, und nach all diesen Jahren!«

»Irrtum, Jungchen!« In Heinrichs Augen funkelte die Streitlust. »Ich habe noch niemals irgendeiner Ideologie angehangen oder gar für sie gekämpft. Die Nazis waren mir egal, ihre Ideologie war mir egal – nur Deutschland war mir niemals gleichgültig! Ich habe immer nur für Deutschland gekämpft und für die Deutschen! Auch für dich, selbst wenn du es nicht wahrhaben willst!«

»Und das hast du ausgerechnet in der SS getan? Daß ich nicht lache!«

»Junge, du hast offenbar gar keine Vorstellung von den Verhältnissen damals. Ich bin Jahrgang 1926. Anfang 44 wurde ich eingezogen, ob ich wollte oder nicht!«

»Auch da konnte man es sich noch aussuchen, ob man zur SS kam oder nicht!«

»Ich war nicht in der SS, ich war in der Waffen-SS! Klar mußtest du dich für diese Truppe freiwillig melden – mit Betonung auf *mußtest*. Na gut, vielleicht hätte ich die Chance gehabt, mich zum Heer oder zur Marine zu melden. Aber die Waffen-SS hatte von allen Einheiten die beste Ausrüstung, und ich war der Ansicht, hier am meisten für Deutschland tun zu können!«

»*Für* Deutschland?« Manfred legte alle Verachtung in seine Stimme, derer er fähig war. »Nun gut, damals warst du vielleicht noch jung und wußtest es nicht besser, aber mittlerweile hättest du erkennen müssen, daß nicht die SS Deutschland diente, sondern Männer wie Stauffenberg, die *gegen* das Unrechtsregime kämpften.«

»Oh, der Mann hatte meine allergrößten Sympathien. Ich habe leider erst nachher von seinem Putschversuch erfahren, als es schon zu spät war. Aber ich hätte ihm von Herzen Erfolg gegönnt. Es gab nur wenige in der Truppe, die dem Schnauzbart aus Braunau wirklich ergeben waren. 1944 war allen klugen Köpfen längst klar, in welchen Schlamassel uns dieser überhebliche Weltkriegsgefreite gebracht hatte.«

Manfred wirkte ehrlich verblüfft. »Du weißt aber schon, was Stauffenberg gesagt hat? ›Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutschen zu Trägern des Staates macht und ihnen Recht und Gerechtigkeit verbürgt.‹ Wenn du diese Worte bejahst, wie kannst du dann mehr als ein halbes Jahrhundert ein Projekt der Nazis bewachen?«

»Weil es kein Projekt der Nazis war, sondern eines der Deutschen – und weil ich das Stauffenberg-Zitat offenbar besser kenne als du. Oder hast du die zweite Hälfte des Satzes mit Absicht unterschlagen?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst!« Manfred versuchte, so abweisend wie möglich auszusehen.

Doch Heinrich ließ sich nicht verblüffen. »Ich will dir gern auf die Sprünge helfen. Das komplette Zitat lautet nämlich so: ›Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutschen zu Trägern des Staates macht und ihnen Recht und Gerechtigkeit verbürgt – *verachten aber die Gleichheitslüge und verneigen uns vor den naturgegebenen Rängen*.‹ Was meinst du wohl, weshalb Churchill und Roosevelt auf keinen Kontaktversuch der Verschwörer eingegangen sind?«

Manfred kämpfte sichtlich um seine Fassung. »Das… das muß ich überprüfen. Vermutlich ist dieses sogenannte Zitat nur eine Fälschung der Rechten!«

»Prüfe, was du prüfen mußt. Aber wir sollten uns nicht weiter streiten. Mein erster Abend in Freiheit seit 66 Jahren ist mir zu kostbar dafür.«

»Ein wahres Wort«, erklärte Magnus. »Wir wollen uns daran halten und den Abend friedlich verbringen.«

Ein frommer Wunsch, der sich wie die meisten seiner Art nicht erfüllen sollte…

Freiheitskrampf und Volksverblödung, Kinderporno, Sodomie
Menschheitsabstieg unter Tage, Höhlenmensch, modernes Vieh
Bindungslose Menschenmasse, blindlings hinters Licht geführt
Keine Klasse, keine Rasse, zu einem Brei mutiert

(Von Thronstahl)

8. Auf einem deutschen Markt

Langsam schlenderten die drei so ungleichen Männer auf den alten Marktplatz von Arnstadt. Einzelne Schneeflocken trieben durch die Luft.

Magnus hätte erwartet, daß Heinrich auf den Schnee achten würde, den er so lange nicht mehr gesehen hatte. Aber der starrte nur mit Widerwillen auf einige Asiaten, die an einem der um diese Jahreszeit kahlen Bäume auf dem Platz lehnten, als gehöre er ihnen. Es handelte sich um Vietnamesen, wie Magnus vermutete.

Heinrich sog an der Zigarette, die er sich vor einigen Minuten angezündet hatte. »Was machen die hier?« zischte er und deutete unverblümt auf die Fremden.

»Das dürften Zigarettenschmuggler sein. Beachten wir sie nicht«, empfahl Magnus.

Doch dazu war es zu spät. Einer der Vietnamesen schlurfte zu ihnen herüber und sagte mit falschem Grinsen: »Zigaretten kaufen? Ganz billig!«

»Sonst noch was? Verzieh dich!« Heinrich wirkte aufgebracht.

Der Vietnamese wollte noch etwas sagen, aber ein Blick in Magnus' stahlblaue Augen ließ ihn erkennen, daß ein wortloser Rückzug klüger war.

Der alte Soldat deutete auf eine silberhaarige Dame im ele-

ganten Kostüm, die am Denkmal für Johann Sebastian Bach, das den optischen Mittelpunkt des Marktplatzes bildete, mit drei muskulösen jüngeren Männern in blauen Uniformen stritt. »Warum unternimmt die Polizei nichts gegen die Schmuggler?«

»Das ist nicht die Polizei, das ist der städtische Ordnungsdienst«, erklärte Manfred. Nun sah auch Heinrich den großen Schriftzug »Ordnungsamt« auf dem Rücken einer der Jacken.

»Ja und? Verstößt der Verkauf von Schmuggelware nicht gegen die Ordnung? Und was wollen die überhaupt von der älteren Dame?«

Lautes Gezeter drang von der Szene am Denkmal herüber. Die Dame führte einen kleinen Hund mit sich, einen Yorkshire-Terrier, der sich angesichts der drei großen, bedrohlich wirkenden Ordnungshüter ängstlich zwischen die Beine seines Frauchens drängte. Die Dame wirkte empört – und ebenfalls eingeschüchtert, denn selbst der kleinste der Ordnungshüter überragte sie um Haupteslänge.

»Sie hat ihren Hund nicht angeleint, das habe ich zufällig gesehen«, erklärte Manfred.

»Und?« Heinrich war ehrlich verblüfft.

»Das ist eine Ordnungswidrigkeit, für die man ihr jetzt ein Bußgeld abknöpft«, erklärte Magnus.

»Muß ich das verstehen? Ausländer betreiben ganz offen illegale Geschäfte, aber der Ordnungsdienst hat nichts anderes zu tun, als sich um eine harmlose alte Dame und ihren zahnlosen kleinen Fiffi zu kümmern?«

»Das mußt du verstehen, Heinrich«, sagte Magnus mit einem müden, resignierenden Lächeln. »Die Zigarettenverkäufer könnten sich ja wehren. Und außerdem leben die offiziell alle von der Sozialhilfe. Bei denen ist kein Geld zu holen – bei der alten Dame schon. Willkommen in der real existierenden Bundesrepublik Deutschland, Kamerad!«

Heinrich schüttelte nur stumm den Kopf, und nicht einmal Manfred war zu einem Kommentar aufgelegt. In Gedanken fragte er sich allerdings, ob jetzt auch schon in ihm das Thule-Gift zu wirken begann.

*

Einige Häuser neben der Apotheke befand sich eine typische deutsche Gaststätte, die laut dem Schild im Fenster »gutbürgerliche Küche« bot. Der frisch beförderte Stabsfeldwebel bestellte sich einen Zwiebelrollbraten mit Speckbratkartoffeln und haute rein, als habe er seit Monaten nichts gegessen. Magnus hatte sich das gleiche Gericht kommen lassen, während Manfred mit einem Salat vorliebnahm – er müsse auf seine Figur achten, wie er verriet.

Heinrich wollte nicht auf den Schokoladenkuchen zur Nachspeise verzichten, und als ihm der Wirt den Kaffee brachte, sagte er: »Das war meine beste Mahlzeit seit Jahrzehnten! Aber hast du nicht etwas vergessen, mein Freund?«

Der Wirt, kaum älter als 30, wirkte irritiert. »Nicht daß ich wüßte… was denn?«

Heinrich zog die Zigarettenschachtel aus der Jackentasche und lächelte: »Den Aschenbecher!«

Im Gesicht des Wirts ging ein Reißverschluß zu. »Und ich wäre fast darauf hereingefallen. Nun tun Sie bitte nicht so, als hätten Sie noch nie etwas vom Rauchverbot gehört!« Sprach's und rauschte zurück zur Theke.

Heinrich starrte Magnus mit offenem Mund an: »Rauchverbot? In einer Gaststätte? Spinnt der Mann? Kein Wunder, daß er so wenig zu tun hat!«

»Der hat das Verbot nicht gemacht, Heinrich! Das ist mittlerweile praktisch in ganz Europa *Gesetz!*«

»Etwa auch in Thule? Dann können mir nämlich Villa und Ehrenpension erspart bleiben! Da gehe ich doch lieber nach Afrika oder in die Walachei!«

»In letzterer gilt das Rauchverbot ebenfalls«, grinste Magnus. »Aber in Thule sind wir vernünftiger, das kann ich dir versichern! Da findest du noch Kneipen, in denen ein Mann sich wohlfühlen kann!«

Mit finsterer Miene und unverständliche Flüche murmelnd stecke Heinrich seine Zigaretten wieder ein. »Trinken wir unseren Kaffee aus und verschwinden wir«, brummte er.

In diesem Moment betrat ein dunkelhäutiger Mann mit einem dicken Strauß Rosen im Arm die Gaststätte. Kurz ließ er den Blick durch den nur mäßig besetzten Raum schweifen und kam dann zielstrebig auf den Tisch mit den drei Männern zu. »Wolle kaufe Rosen? Nur fünf Euro!«

Heinrich atmete tief ein – und Magnus trat ihm unter dem Tisch spürbar auf die Zehen. Der alte Mann verstand und entspannte sich wieder.

Manfred allerdings hatte den kurzen Augenblick, in dem Magnus abgelenkt gewesen war, für seine nächste Dummheit genutzt. Er drückte dem Kraushaarigen einen Fünferschein in die Hand, winkte ihn zu sich herunter und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Der Rosenverkäufer zog ab zu einem schlaksigen jungen Mann, der einsam an der Theke stand und sich an einem Bier festhielt. Er drückte ihm eine Rose in die Hand und sagte etwas zu ihm, das Magnus nicht verstand. Während der Händler weiterstrolchte, um die anderen Gäste zu belästigen, wurde der junge Mann mit der Rose in der Hand knallrot.

Er kam herüber, baute sich vor Manfred auf, warf die Rose vor ihm auf den Boden und zischte: »Was soll die schwule Anmache, Typ?«

»Klar, ich bin schwul, na und?« Jetzt war Manfred in seinem Element. »Ich habe gedacht, du würdest ähnlich empfinden wie ich, so wie du mir die ganze Zeit lüsterne Blicke zugeworfen hast. Schade, daß ich mich getäuscht habe. Wir hätten einen hormonischen Abend verbringen können!«

»Ich und lüsterne Blicke? Paß auf, was du sagst, sonst…«

»Sonst was?« Zwei Worte und ein strenger Blick Magnus' reichten aus, um den jungen Mann gründlich zu verunsichern.

Er stampfte mit dem Fuß auf wie ein trotziges Kind, drehte sich um und verließ die Gaststätte.

Heinrich fand das Geschehene amüsant. »Ich habe ja wirklich viel verpaßt in meinem Bunker… Schwulis, die sich offen Rosen schenken!» Er sah Manfreds bösen Blick und fügte rasch hinzu: »Ich will dich nicht beleidigen, ehrlich, aber sowas ist völlig neu für mich!«

»Und es widert dich an, nicht wahr?« Manfred gefiel sich einmal mehr in der Opferrolle.

»Ganz und gar nicht! Ich finde es nur…«, er suchte nach dem richtigen Wort, »… amüsant. Ja, amüsant! Zu meiner Zeit war sowas wie das gerade eben einfach unvorstellbar. Nun komm schon, hör auf zu schmollen!«

Manfred entspannte sich und lächelte Heinrich unsicher zu.

*

Einige Minuten später verließen die drei die Gaststätte, um zum Hotel zurückzukehren. Es war mittlerweile dunkel geworden. Einzelne Schneeflocken tanzten im trüben Licht der wenigen Straßenlaternen auf dem Marktplatz.

Heinrich wollte sich eine Zigarette anzünden, steckte die Schachtel aber wieder weg, als er die sechs stämmigen, kahlrasierten jungen Männer mit den Bomberjacken und den Springerstiefeln sah, die vom Denkmal her auf sie zukamen in einem Gang, der Selbstbewußtsein demonstrieren sollte und doch nur so wirkte, als hätten sie Rasierklingen unter den Achselhöhlen.

Allerdings hatte ihr demonstratives Auftreten gereicht, um den Marktplatz leerzufegen. Man sah keine illegalen Zigarettenhändler mehr, keine alten Damen mit Hund – und natürlich auch keine Vertreter der Ordnungsbehörde.

Der schlaksige junge Kerl, dem Manfred die Rose zu schenken versucht hatte, stand hinter den Skinheads und deutete auf den Journalisten und seine Begleiter, obwohl jene das nicht mehr sehen konnten.

Lässig bauten sich die sechs vor den drei Fremden auf, sich ihrer Überzahl wohl bewußt. Magnus sah leere Gesichter unter den flachen, kahlrasierten Schädeldecken. Während seiner Zeit beim Verfassungsschutz hatte er mehr als einmal mit Typen wie diesen zu tun gehabt: dumme Schläger, die nur im Rudel stark waren und gewisse Parolen nur aufgegriffen hatten, weil sie damit provozieren konnten. In der Regel hing es einfach vom Zufall ab, ob so eine Gestalt bei den Skinheads endete oder bei den Autonomen.

Die meisten dieser Typen konnten die politischen Unterschiede zwischen Links und Rechts nicht einmal erklären. Denen ging es nur um Randale und Provokation.

»Wir dulden keine Schwulen in unserer Stadt!« erklärte der Anführer der Truppe kategorisch.

Manfred holte tief Luft, um empört zu antworten, aber Heinrich kam ihm zuvor: »Was seid ihr denn für Witzfiguren? Hat man euch keinen Respekt vor Erwachsenen beigebracht? Verschwindet, bevor ihr es bereut!«

»Der Opa ist ja tapfer!« höhnte einer der Skins. »Du willst es wohl endlich hinter dir haben, du nutzloser alter Sack! Typen wie dich habe ich gefressen! Stecken eine riesige Rente ein und verbrauchen der deutschen Jugend alles weg! Dir sollte man auf der Stelle den dürren Hals brechen!«

»Versuch es, Bubi!« Heinrichs Hand fuhr unter seine Jacke, und Magnus sah erschrocken, daß der alte Soldat dort seinen SS-Dolch verborgen hatte.

»Nein!«

Heinrich verstand, was der Hauptmann meinte, und steckte den Dolch wieder zurück.

Die Skinheads hatten davon nichts mitbekommen und richteten ihre Aufmerksamkeit auf Magnus. Seine Größe, seine Entschlossenheit und seine kräftige Statur beeindruckten sie zwar durchaus – andererseits war er der einzige ernstzunehmende Gegner. Und was wollte der schon gegen sechs kampferprobte »nationale Befreier« ausrichten?

»Hast du Angst um deinen Opi?« höhnte der Wortführer.

»Nein, Kerl. Du machst mich nur wütend. Lebst von Hartz IV und erlaubst dir ein Urteil über einen Mann, der in einem Monat seines Lebens mehr für Deutschland geleistet hat, als ihr sechs Jammergestalten zusammen es in eurem ganzen kümmerlichen Dasein zustande bringen werdet. Und der Schwule ist ganz zufällig mein allerbester Freund. Wer den beleidigt, beleidigt auch mich! Du verstehst? Nein? Na, auch egal!«

Magnus hatte in seinem früheren Berufsleben genug Erfahrung mit Kerlen wie diesen gesammelt, um zu wissen, daß Angriff die beste Verteidigung war. Er sprang dem Wortführer mit

beiden Füßen ins Gesicht, und bevor der wußte, wie ihm geschah, sank er mit zerschmettertem Unterkiefer zu Boden.

Die fünf anderen waren dumm genug, nicht zu fliehen, und gingen zum Angriff über. Vor allem da Manfred sich ängstlich abseits hielt, fühlten sie sich noch immer haushoch überlegen. »Die Sau hält sich für Chuck Norris oder so!« brüllte einer. »Macht ihn fertig!«

Aus den Augenwinkeln sah Magnus, daß der »Tippgeber« sich feige aus dem Staub machte, als die Schlägerei losging.

Mit einem Handkantenschlag an den Hals schickte er den zweiten Skinhead zu Boden, doch schon war ein dritter heran und schlang von hinten die Arme um ihn. Magnus benutzte ihn als Stütze, um hochzuspringen und einem weiteren Angreifer einen Tritt in die Rippen zu verpassen. Aber jetzt waren die anderen beiden heran.

Wittmann bereitete sich innerlich darauf vor, heftige Prügel einzustecken, als der harte Griff um seine Oberarme und seine Brust sich plötzlich lockerte. Der Skinhead, den er zuletzt getreten hatte, rappelte sich auf und floh. Die beiden anderen, die noch stehen konnten, taten es ihm gleich und liefen ebenfalls davon.

Mit einer gewissen Überraschung im Blick drehte der Hauptmann sich um. Der Skinhead, der ihn festgehalten hatte, lag mit einer stark blutenden Platzwunde am Kopf besinnungslos auf dem Boden. Heinrich stellte gerade wieder den schweren, fast einen Meter hohen aufgeständerten Aschenbecher weg, der neben dem Eingang der Gaststätte aufgestellt war.

»Euer Rauchverbot hat ja durchaus seine guten Seiten«, griente er. »So ein Aschenbecher neben dem Eingang kann manchmal ganz schön nützlich sein.«

Er trat zu seinem nach wie vor bewußtlosen Gegner: »Was für ein respektloser Bastard! Alten Menschen die Rente nicht zu gönnen! Wie krank muß man eigentlich sein, um so zu denken? Wenn das die Nationalen von heute sind, dann wirklich gute Nacht, Deutschland!«

Sirenen wurden laut, und mit flackerndem Blaulicht fuhren mehrere Streifenwagen der Polizei auf den Marktplatz. Jetzt

öffneten sich auch einige Haustüren, und Menschen traten heraus.

Auch in Manfred, der angesichts der Gewaltorgie wie zur Salzsäule erstarrt dagestanden hatte, kam wieder Leben.

*

Als Magnus dem Einsatzleiter der Polizei den Hergang der Ereignisse geschildert hatte und mehrere Zeugen, die hinter Fenstervorhängen versteckt das Geschehen beobachtet hatten – einer war immerhin so geistesgegenwärtig gewesen, die 110 zu wählen – seine Aussage bestätigten, galt er als der große Held.

»Männer wie Sie braucht das Land!« erklärte ihm der Hauptwachtmeister großspurig. »Am besten kommen Sie und Ihre Freunde mit auf die Wache, damit wir ein hieb- und stichfestes Protokoll aufsetzen können. Diese Rechtsextremisten tauchen manchmal mit erschreckend guten Anwälten auf, und wir wollen doch schließlich nicht, daß die Ihnen am Ende noch etwas anhängen!«

Das konnte Magnus allerdings überhaupt nicht gebrauchen, weshalb er mehr als froh darüber war, als jetzt mehrere Notarzt- und Krankenwagen auf dem Platz auftauchten – und noch mehr Zuschauer, die von Blaulichtern und Martinshörnern angelockt wurden wie Motten vom Licht.

Der Hauptwachtmeister stritt sich mit einem Notarzt herum, der alle drei Skinheads mit dem Krankenwagen abtransportieren wollte, wogegen der Polizist lautstark protestierte.

Magnus zupfte Manfred und Heinrich am Ärmel. »Wir müssen hier weg. Jetzt.«

Nicht einmal der Journalist protestierte, und so tauchten sie unbemerkt in der Zuschauermenge unter, schlüpften in die dunklen Altstadtgassen und hatten ihr Hotel vermutlich schon erreicht, bevor die Polizei auf dem Marktplatz ihr Verschwinden überhaupt bemerkte.

Magnus bestand darauf, daß Manfred seine Gesichtsfolie tauschte und Heinrich eine anlegte, die ihn aussehen ließ wie einen Mann Ende 50.

Wittmann selbst legte nun schon zum zweitenmal an diesem Tag eine neue Folie an. Er wollte es nicht riskieren, seine falsche Identität überprüfen zu lassen.

Und so waren »die Helden vom Arnstädter Marktplatz« schon verschwunden, noch bevor die örtliche Presse überhaupt dazu aufrief, nach ihnen zu suchen.

*

Mike McBains Fußgelenke schmerzten zwar noch, doch der indische Sanitäter verstand sein Handwerk. Die Bandagen, die er ihm angelegt hatte, ermöglichten ihm, mit den Legionären zur Bresche in der massiven Festungsmauer vorzudringen.

Die Heinkels seines Geschwaders flogen nur noch vereinzelte Angriffe gegen abseits liegende Widerstandsnester.

Mike keuchte in der kalten dünnen Luft und sah hinauf zu den Sternen, die hier viel näher erschienen als auf Meereshöhe. Jetzt zuckten die Blitze, die seine und andere Maschinen zum Absturz gebracht hatten, nicht mehr vom Himmel herab, sondern weit oben hin und her.

Was war da los? Der Pilot wußte es nicht.

Er mußte erkennen, daß die Inder wesentlich besser an die extrem dünne Höhenluft angepaßt waren als er selbst. Vermutlich waren sie von ihrem mit 3000 Meter schon sehr hoch liegenden Stützpunkt regelmäßig zu Übungen in die umgebenden Berge des Himalaja aufgebrochen, um sich an die dünne Luft in dieser extremen Höhe zu gewöhnen.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht und vor Anstrengung keuchend humpelte Mike am schwer beschädigten, flugunfähigen SZ 59 »Günter Frenzel« vorbei in den Hof der Festung.

Bei der Kletterei über die eingestürzte Mauer unterstützten ihn zwei Legionäre. Hoch oben am dunklen Himmel blitzte es nun nicht mehr. Generalmajor Geyer stand mitten auf dem Hof der Festung, umgeben von einer Eliteabteilung der Thule-Truppen. Die Soldaten der Indischen Legion hatten längst die Peripherie gesichert und alle Eingänge ins Innere der Festung unter ihre Kontrolle gebracht.

Zwar fiel noch ab und zu ein Schuß, doch meist weit entfernt an den äußeren Verteidigungstellungen der Festung in den Bergflanken ringsum.

Geyer blicke erfreut auf, als Mike in den Hof humpelte: »Hauptmann McBain! Ich freue mich, Sie halbwegs gesund zu sehen! Sie humpeln! Haben Sie sich verletzt?«

»Nur die Fußgelenke verstaucht, General! Eigentlich gar nichts… ich wäre Ihnen allerdings verbunden, wenn Sie mich für die nächsten Tage vom Hackenzusammenschlagen beim Salutieren entbinden würden!«

»Freut mich, daß Sie Ihren typisch amerikanischen Humor nicht verloren haben! Sie hatten verdammtes Glück! Drei Piloten Ihres Geschwaders sind gefallen, fünf Maschinen wurden abgeschossen!«

»Von den AIn, habe ich recht?«

»So siehst es aus! Offenbar hat unsere Aktion die Schleimer wirklich überrascht, so daß sie sich nicht mehr anders zu helfen wußten, als eine Flugscheibe zum Einsatz zu bringen. Die reichte natürlich nicht aus, um unseren Angriff zu unterbinden, aber sie haben ja selbst erlebt, daß sie uns böse zusetzen konnte. Also haben wir unsere eigenen Flugscheiben herangeführt. Denen ist es tatsächlich gelungen, die Maschine der AIn abzuschießen – aber um einen hohen Preis. Wir haben zwei unserer eigenen Flugscheiben verloren.«

Mike verstand. »Das also war das Blitzlichtgewitter am Himmel! Eine Laser – Verzeihung, eine BüLi-Schlacht der Flugscheiben hoch oben im All!«

»So ist es, Hauptmann!« Geyer nickte. »Und jetzt müssen wir diese Festung so schnell wie möglich erkunden, vor allem ihre Untergeschosse.« Er deutete auf eine Gruppe von Zivilisten, die reichlich nervös inmitten der Elitesoldaten stand.

Fast jeder der Männer hatte einen mehr oder weniger großen Metallkoffer mit wissenschaftlichen Instrumenten dabei. Immer wieder sahen sie sich mißtrauisch um.

Geyer deutete auf die Gruppe: »Das sind Dr. Krummeck und seine Kollegen vom Biologischen Institut der Germanischen Technischen Hochschule Neu-Berlin. Lauter Experten für Ge-

webekunde und AIn-Implantate… soweit man bei dem wenigen, was wir über die Dinger wissen, schon von Expertentum reden kann.

Wir wollen die Anlage zur Implantatherstellung im Keller dieses Komplexes nicht nur zerstören, sondern nach Möglichkeit vorher noch erforschen. Leider werden die nach unten führenden Gänge noch heftig verteidigt, und da wir sie nicht bombardieren können, ohne sie zu verschütten, läuft uns langsam die Zeit davon!«

»Warum diese Eile?« Mike schaute den Generalmajor voller Unverständnis an. »Wir haben die Festung erobert und können alle Widerstandsnester in Ruhe ausräuchern, ohne unsere Inder allzugroßen Gefahren auszusetzen.«

»Leider nicht.« Der hohe Offizier zeigte eine Miene aufrichtigen Bedauerns. »Unsere allgemeine Aufklärung im Land zeigt, daß die Amerikaner ihre Truppen schon in Marsch gesetzt haben.«

Mike hatte wohl ziemlich verblüfft dreingeschaut, denn Geyer verlangte: »Nun tun Sie doch nicht so überrascht! Glauben Sie wirklich, nur die Amis hätten ihre Spione überall in der Welt? Das Reich Thule wäre längst schon untergegangen, wenn es nicht ein feines Aufklärungsnetz über den gesamten Planeten gelegt hätte. Und dieses Netz hat uns noch etwas verraten: Wie Sie wissen, sind hier im angeblich friedlichen Norden Afghanistans vor allem Soldaten der deutschen Bundeswehr stationiert. Die fungieren hier als schnelle Eingreiftruppe, wurden ebenfalls schon in Marsch gesetzt und können bei Sonnenaufgang vor Ort sein. Das heißt, daß wir unseren Auftrag bis dahin erledigt haben müssen. Denn Thule-Truppen kämpfen höchst ungern gegen deutsche Soldaten. Auch wenn die meisten von ihnen längst keine eigene Meinung mehr haben und willig nachplappern, was ihre Politoffiziere ihnen vorkauen, so sind sie doch überwiegend noch Arier, die als einzige eine Chance haben, wirklich etwas gegen die AIn zu unternehmen! Und bislang hat das OKT die Hoffnung nicht aufgegeben, möglichst viele von ihnen für unsere Ideen und den Freiheitskampf gegen die Invasoren zu gewinnen.«

Mike wäre niemals auf die Idee gekommen, den Generalstab für diese Haltung zu kritisieren. Auch ihm würde es mehr als nur schwerfallen, gegen seine ehemaligen amerikanischen Landsleute ins Feld zu ziehen, obwohl er heute mit Leib und Seele Soldat Thules war. Es gab einfach Dinge, die jeder anständige Mensch verabscheute.

Mike sah auf seine Uhr. Noch knapp fünf Stunden bis zum Sonnenaufgang.

*

Einer der Elitesoldaten hatte ein großes Funkgerät im Festungshof aufgebaut. Generalmajor Geyer ließ sich eine Verbindung zu Oberst Denen geben, der den Einsatz seines Geschwaders in vorderster Linie mitflog.

»Oberst, kehren Sie mit Ihren Maschinen zum Stützpunkt zurück. Den Widerstand ringsum haben Sie komplett ausgeschaltet, vom All her ist auch nichts mehr zu befürchten. Aber halten Sie das Geschwader in Bereitschaft: Alle noch einsatzfähigen Maschinen werden aufgetankt und frisch munitioniert. Wie viele Heinkels sind noch flugfähig?«

»Bis auf die fünf Abschüsse alle. Aber so wie es aussieht, mußten einige ziemlich schwere Treffer einstecken. Die habe ich sowieso schon heimgeschickt«, tönte Denens Stimme aus dem Funk. »Ich weiß nicht, ob wir die auf die Schnelle repariert bekommen, aber 118 Flugzeuge kann ich Ihnen garantieren, General!«

»Das sollte mehr als genügen, Oberst – wobei ich ja davon ausgehe, daß wir Sie bei diesem Einsatz gar nicht mehr benötigen.«

»Bereit sein ist alles. Gestatten Sie mir die Frage, was mit meinen abgeschossenen Piloten ist?«

»Selbstverständlich. Drei der fünf Männer werden noch vermißt und sind vermutlich gefallen. McBain steht hier neben mir, Zenker hat sich ein Bein gebrochen und liegt bei unseren Sanitätern. Er wird zu den ersten gehören, die wir ausfliegen!«

»Das freut mich für die beiden. Ich hatte schon befürchtet,

fünf Männer verloren zu haben. Viel Erfolg, General!« Der Oberst unterbrach die Verbindung.

Bald wurde das Dröhnen der schweren TL-Geräte leiser. Die Heinkels kehrten nach Kaschmir zurück.

*

Trotz seiner schmerzenden Fußgelenke wäre Mike am liebsten mit dem ersten Stoßtrupp in die Untergeschosse der Festung eingedrungen. Es wurmte ihn enorm, daß ihm das Flugzeug unter dem Hintern weggeschossen worden war, und er fand, daß jemand dafür bezahlen mußte.

Doch Generalmajor Geyer ließ keine Extratouren zu. »Sie sind Pilot, McBain, und ein hervorragender noch dazu. Überlassen sie den Nahkampf den Männern, die dafür ausgebildet wurden.«

»Ich habe meine Nahkampfausbildung genauso erfolgreich abgeschlossen wie alle anderen Piloten meiner Einheit, General!« So schnell gab der »Draufgänger« nicht auf.

Doch Heinrich Geyer konnte stur sein wie ein Panzer, wenn es darauf ankam: »Diese Ausbildung ist für Notfälle nach einem Ausstieg gedacht und keineswegs für einen aktiven Kampfeinsatz. Ein Pilot ist einfach zu teuer, um ihn in einer Infanterieoperation zu verheizen. Wissen Sie eigentlich, was Ihre Ausbildung gekostet hat, Mike? Mehr als eine Million Dollar!«

»Die Thule nicht zahlen mußte.«

»Die es aber zahlen müßte, wenn wir einen Ersatzmann für Sie bräuchten.« Geyer war klar, daß McBain angefressen war über den Verlust seiner Maschine.

Er war eben auch nur ein Mann, dem es vor allem darauf ankam, jede Niederlage letzten Endes doch noch in einen Sieg umzumünzen.

»Hören Sie, Mike, Sie werden schon bald wieder in einer neuen Maschine sitzen und den AIn den Hintern versohlen können. Denken Sie daran, daß Sie von einer Flugscheibe abgeschossen wurden und nicht von ein paar Bodenkämpfern!«

Der Amerikaner entspannte sich und nickte schließlich.

»Außerdem haben wir uns die Aufstellung der Indischen Legion einiges kosten lassen«, dozierte Geyer. »Nun wollen wir auch den Nutzen daraus ziehen und diese Männer das tun lassen, wofür sie ausgebildet wurden: den Nahkampf am Boden suchen.«

*

General Nehru schickte zuerst seine drei Sikh-Kompanien in die nach unten führenden Treppenhäuser, die bisher entdeckt und gesichert worden waren.

Hauptmann Amardiep Singh war ein vorsichtiger Mann. Er stieg an der Spitze seiner Kompanie von Turbanträgern die Stufen hinab, die den Innenhof der Festung mit den unergründlichen Tiefen unter dem Komplex verbanden. Die Treppe war gut fünf Meter breit und mündete alle 50 Stufen auf einem Absatz, von dem sie in entgegengesetzter Richtung weiter nach unten führte. Die gegenläufigen Treppenteile füllten den Schacht vollkommen aus, so daß man zwischen den einzelnen Abschnitten hindurch nicht nach unten blicken konnte, wenn man sich über das stählerne Geländer beugte.

Man sah immer nur die nächsten 50 Stufen. So konnte man weder feststellen, wie weit das Treppenhaus in die Tiefe führte, noch wo sich Gegner verschanzt hatten – wenn überhaupt.

Auf jedem Treppenabsatz glomm die trübe Funzel der Notbeleuchtung, so daß die Nachtsichtbrillen der Legionäre mehr als genug Restlicht zur Verfügung hatten, das sie verstärken konnten.

Amardiep hatte die Männer nach vorne befohlen, die wie er eine Maschinenpistole vom Typ SG 98 trugen – präzise, zuverlässige Waffen mit hoher Feuergeschwindigkeit und großer Durchschlagskraft auf kurze und mittlere Distanz. Die mit dem K 3 – einem von Halb- auf Vollautomatik umschaltbaren Präzisionsgewehr, das dank BüLi-unterstützter Zieloptik auch noch auf 1100 Meter präzise Treffer ermöglichte – ausgestatteten Männer bildeten die Nachhut, denn in dem engen Treppenhaus konnten sie die Vorteile ihrer Karabiner nicht wirklich nutzen.

Tiefer und tiefer stieg die Kompanie hinab, ohne auf Widerstand zu stoßen. Amardiep, dessen Name »unvergängliches Licht« bedeutete, winkte seinem Leutnant: »Romesch, das gefällt mir nicht. Wir kommen zu einfach voran!« Sikh redeten sich stets mit dem Vornamen an, was mehr als sinnvoll war, da praktisch alle Männer den Nachnamen Singh trugen, was soviel bedeutete wie »Löwe«. »Ich gehe mit drei Männern voran. Es wäre nicht klug, die gesamte Kompanie in eine Falle laufen zu lassen!«

»Aber es wäre ebenfalls nicht klug, wenn ausgerechnet der Hauptmann dem Feind in die Falle geht! Schicken Sie mich zur Erkundung vor!«

»Nein. Sie halten die Stellung und warten auf meine Befehle! Akalruhp, Gunkar, Satinder… folgt mir!« Die vier Männer huschten die Treppe weiter hinab und waren bald aus dem Blickfeld des Leutnants verschwunden, der seinen Haltebefehl nur höchst unwillig erfüllte. Sikh-Männer hießen nicht nur alle Löwe – sie verhielten sich auch so.

*

Amardiep und seine drei Soldaten hatten rasch zehn weitere Treppenabschnitte überwunden. Sie befanden sich jetzt schon mindestens 40 Meter unter dem Hof der Festung, vermutete der Hauptmann.

Plötzlich nahm er eine Bewegung war. Auf dem übernächsten Absatz war jemand nach unten gehuscht! Er hob die Hand. Seine drei Begleiter hielten an. Amardiep nahm eine Handgranate vom Gürtel und zog den Sicherungsstift. Überrascht nahm er wahr, wie Gunkar neben ihm zusammensackte.

Noch viel überraschter war er, als seine Hand keine Kraft mehr hatte, die Granate zu halten. Sie sprang die Treppenstufen hinab und blieb auf dem nächsten Absatz liegen. Doch ihre Explosion bekam der Hauptmann schon nicht mehr mit. Das »unvergängliche Licht« war erloschen.

Zwischen Sodom und Gomorrha, Menschenopfer, freie Wahl
Licht der Welt, strahl uns entgegen, leuchte uns durchs Finstertal

(Von Thronstahl)

9. Ein deutsches Geheimnis

Als Leutnant Romesch Singh die Explosion der Handgranate hörte, wußte er, daß der Hauptmann auf den Feind gestoßen war. Doch weshalb meldete er sich nicht über Funk? Der Leutnant gab fünf Männern den Befehl, ihm mit größter Vorsicht zu folgen. Als er und seine Begleiter auf dem nächsten Treppenabsatz zusammenbrachen, war es fast schon zu spät für die Kompanie: »Gasmasken aufsetzen!« brüllte Stabsfeldwebel Gopal – und bezahlte die Tat mit dem Leben, weil er für den Schrei tief einatmete und so ebenfalls das unsichtbare Giftgas, das ihnen von unten entgegenkam, in seine Lungen sog. Die Sikh-Kompanie verlor fast 30 Prozent ihrer Männer, bevor die Gasmasken saßen. Entsprechend groß war die Wut der Soldaten. Von jedem Treppensatz wurden Handgranaten nach unten geworfen, bevor man weiterstürmte, und bald fand man die ersten zerfetzten Leichen. Es waren Männer aus aller Herren Länder, teilweise in Zivil, teilweise in Phantasieuniformen, aber alle bis an die Zähne bewaffnet und mit Gasmasken geschützt.

In 70 Meter Tiefe stieß man neben Leichen auf geöffnete Gaskanister und ein großes Gebläse, das die fast unsichtbaren Schwaden ins Treppenhaus hinaufdrückte. Die Legionäre verschlossen die Kanister, ließen das Gebläse aber weiterarbeiten, um das Giftgas aus dem Treppenhaus zu befördern.

Da ihnen mittlerweile die Handgranaten ausgingen, wurde von oben Nachschub gebracht. Kompromißlos kämpften sie

sich bis in fast 100 Meter Tiefe unter dem Burghof vor. Gegner, die nur verletzt waren, wurden gnadenlos getötet. Zu diesem Zweck kamen die langen Dolche der Sikhs zum Einsatz.

Dann standen sie vor einer mächtigen Panzertür, an der es nicht mehr weiterging. Im Treppenhaus lebte niemand mehr, der nicht einen Turban der Sikhs trug.

*

Generalmajor Geyer war über Funk auf dem laufenden gehalten worden, und so hatte auch Mike McBain mitbekommen, was sich in dem Treppenhaus abspielte.

»Söldner!« sagte Geyer mit aller Verachtung, derer er fähig war. »Für Geld würden die ihre eigenen Großmütter verkaufen!«

»Die meisten von denen kann man wohl kaum für ihre Handlungen verantwortlich machen«, beschwichtigte Mike.

»Wieso nicht?« ätzte Geyer. »Ach, Sie meinen, wegen der Hirnimplantate? Na ja, Sie hatten wohl noch nie mit Söldnern zu tun, Hauptmann. Von denen trägt kein einziger ein Implantat, auch nicht die Nichtarier der Truppe. Implantatträger können unter Umständen nicht schnell und entschlossen genug reagieren. Das wissen die AIn und ihre Lakaien, und deswegen sind die Söldner – auch die nichtarischen! – in ihren Gedanken vollkommen frei, bestens trainiert und entsprechend gefährlich. Sie kämpfen bis zum Tode, da sie von uns keine Gnade erwarten dürfen.«

Aus allen drei Treppenhäusern kam die Meldung, daß sie gesichert, vom Feind gesäubert waren und die Sikhs vor einem Panzertor standen. Amardieps Kompanie hatte die meisten Verluste erlitten, da sie die anderen rechtzeitig genug vor dem Giftgaseinsatz gewarnt hatte.

»Die Tore sind alle etwa gleich tief unter dem Hof«, erklärte Geyer. »Wir werden sie gleichzeitig sprengen, um etwaige Feinde dahinter zu verwirren. Sie bleiben hier oben am Funkgerät, Hauptmann McBain. Mit ihren Füßen können sie keine hundert Meter Treppe bewältigen.«

»Gibt es denn keinen Aufzug?«

»Doch, aber der ist aller Wahrscheinlichkeit nach vermint. Und wir haben nicht genug Zeit, um ihn zu sichern. Also, Hauptmann, Sie haben Ihren Befehl. Halten Sie sich daran!«

Innerlich fluchend sah Mike, wie Geyer inmitten seiner Soldaten und der Wissenschaftler zum nächstgelegenen Treppenhaus eilte. Im Laufen setzten die Männer ihre Gasmasken auf. Vorsicht war die Mutter der größten Siege.

General Nehru schickte weitere Soldaten nach unten, doch die meisten Legionäre durchkämmten die oberirdischen Gebäude und Ruinen der Festung. Immer wieder waren vereinzelte Schüsse zu hören, und immer wieder trieben Inder entwaffnete Gegner in den Hof, wo sie von weiteren Soldaten bewacht wurden. Viele der Söldner waren verletzt und wurden von indischen Sanitätern versorgt.

Seit Geyer im Treppenhaus verschwunden war, hatte sich der große Zeiger auf Mikes Armbanduhr etwa um 20 Minuten weiterbewegt. Der Amerikaner saß etwas abseits auf dem Hof und massierte seine schmerzenden Fußgelenke. Da er nicht wirklich eine Hilfe war, hatte er sich abseits des Funkgerätes postiert. Und er mußte sich ehrlich eingestehen, daß ihm die erzwungene Untätigkeit aufs Gemüt ging. Es wäre einfach zu viel für ihn gewesen, am Funk von den Heldentaten der anderen zu hören und selbst nur dazusitzen.

Plötzlich wurden bei den Indern Rufe laut. Sie klangen empört, aber da sie sich in ihrer Muttersprache unterhielten, konnte Mike nicht verstehen, worum es ging. So war er mehr als entsetzt, als die Inder plötzlich ohne Kommando und ohne Vorwarnung damit begannen, alle im Hof zusammengetriebenen Gefangenen systematisch zu erschießen.

*

Einige Minuten zuvor:

Generalmajor Geyer und seine Begleiter erreichten die Panzertür in 100 Meter Tiefe. Der unterste Treppenabsatz vor der ebenso massiven wie verschlossenen Tür war mit rund 40 Qua-

dratmeter deutlich größer als alle anderen zuvor. Die Inder hatten die Leichen der Söldner auf die Seite geräumt. Nur zwei der bezahlten Kämpfer hatten sich ergeben und wurden nun von Legionären nach oben gebracht.

Geyer verschaffte sich schnell einen Überblick über die Lage, deutete auf die Tür und befahl: »Sprengen!«

Spezialisten seiner Truppe brachten Ladungen aus knetbarem Sprengstoff an und steckten Zündkapseln hinein. Jeder, der hier nichts mehr zu suchen hatte, zog sich zehn Treppen nach oben zurück. Geyer hatte darauf bestanden, möglichst starke Ladungen zu verwenden, um das Panzertor gleich im ersten Versuch sicher zu sprengen. Man hatte keine Zeit zu verlieren.

Entsprechende Befehle waren an Nehrus Legionäre in den anderen beiden Treppenhäusern ergangen. Als auch der letzte Mann die zehn Treppen heraufgekommen war und die Inder meldeten, daß auch die anderen Sprengladungen bereit waren, gab der Generalmajor über Funk den Befehl zur Zündung.

Ein Donnerschlag krachte durchs Treppenhaus, Qualm drang herauf – und schon stürmten die Soldaten, die noch immer ausnahmslos ihre Gasmasken trugen, wieder nach unten.

Als sie unten ankamen, hatte sich der Rauch schon verzogen – die an der TH Neu-Berlin entwickelten modernen Sprengstoffe brannten fast rauchfrei ab. Die verwendete Ladung war mehr als ausreichend gewesen – die optisch so massiv wirkende Panzertür hatte sich zusammengeknüllt wie eine Bierdose, war komplett aus dem Rahmen gerissen und nach hinten gedrückt worden. Ihre Trümmer lagen irgendwo in dem größeren Hohlraum jenseits des Durchgangs.

Die Soldaten gingen mit Waffen im Anschlag rechts und links davon in Deckung. Doch nichts geschah, kein einziger Schuß fiel. Nehru meldetet über Funk, daß seine Soldaten auch an den beiden zeitgleich freigesprengten anderen Durchgängen auf keinerlei Widerstand stießen.

Freiwillige wurden nach vorn geschickt und meldeten keine Gefahr.

Die Truppen stürmten hindurch und kamen von drei Seiten in eine unterirdische Kaverne von den Ausmaßen einer großen

Konzerthalle. Die drei Panzertore hatten auf eine Galerie geführt, die das Gewölbe in etwa fünf Meter Höhe umlief und die an insgesamt acht Stellen über breite Metalltreppen mit dem Hallenboden verbunden war.

Mitten in dem großen Raum stand umgeben von einem Stahlgerüst eine offene Aufzugplattform, die vermutlich mittels Induktionstechnik bewegt werden konnte. Das Gerüst verlor sich in einer großen Öffnung in der Hallendecke.

Menschen in weißen Laborkitteln und AIn in ebenfalls weißen Druckanzügen (der geringe Luftdruck in dieser Höhe hätte sie sonst ersticken lassen) schleppten Kisten mit Aktenordnern, tragbaren Festplattenlaufwerken und Rechnern aller Größe zur Plattform. Offenbar wollten sie ihre Unterlagen in Sicherheit bringen.

Auf Geyers Befehl brachten seine Scharfschützen ihre Karabiner K 3 in Anschlag und töteten jeden, der sich der Plattform auf weniger als fünf Meter näherte. Menschen wie AIn blieben resigniert stehen, setzten ab, was sie gerade trugen. Die Menschen hoben zum Zeichen der Aufgabe die Hände.

Thule- und Legionssoldaten stürmten nun von der Galerie hinab in die Halle, die Waffen schußbereit. Abgesehen von dem Aufzug in der Mitte befand sich ein Labyrinth von Gängen auf dem Boden der Kaverne, gebildet von standardisierten Labortischen. Darauf standen die üblichen Apparaturen, die man in einem Labor erwartete, vor allem zahlreiche große Glasbehälter, gefüllt mit gelblich trüber Flüssigkeit.

Geyer lief auf die Gegner zu, die von den nach wie vor auf der Galerie postierten Scharfschützen in Schach gehalten wurden. Die Aussicht, lebendige AIn gefangenzunehmen, spornte ihn dermaßen an, daß er weder nach rechts noch nach links blickte, sondern nur auf ein Ziel. Und so nahm er die ersten entsetzten Schreie der Inder auch nur eher am Rande seines Bewußtseins wahr. Auf einmal fielen Schüsse, und verwundert registrierte Geyer, daß sie von hinten kamen und haarscharf an ihm vorbeizischten. Einer seiner Soldaten riß ihn zu Boden.

»Nein!« schrie er voller Wut, als er vor dem Aufzug einen AIn mit zerplatztem Druckanzug zusammenbrechen sah.

Doch es war vorüber, bevor der Generalmajor überhaupt begriffen hatte, weshalb es zu dem Wutausbruch der Inder gekommen war. Die AIn und ihre Lakaien lagen im Tode vereint vor der Aufzugplattform, die sie hatte in Sicherheit bringen sollen. Große Lachen von Blut und gelbem Schleim vermischten sich. Während die Maschinenpistolen die fremden Ungeheuer nur oberflächlich verletzt hatten, hatten die wesentlich schnelleren und schwereren Geschosse der K 3 den innenliegenden Körperpanzer der Schleimwesen regelrecht in Stücke geschlagen.

Erst als sich kein Feind mehr rührte, drangen Geyers gebrüllte Befehle zu den Indern durch, und sie stellten das Feuer ein. Nun endlich sah auch der Thule-Offizier, was die sonst so stillen und disziplinierten Inder in blutrünstige Bestien verwandelt hatte. Eher beiläufig nahm er wahr, wie Nehru Befehle in sein Funkgerät bellte. Er verstand zwar kein Wort, aber trotzdem wußte er genau, was für eine Anweisung da gerade hinausging: kein AIn-Lakai und kein Söldner oben in der Festung würde diese Nacht überleben.

Auch wenn Geyer die archaische Wut der Inder nicht billigte, so konnte er sie doch begreifen.

Man war davon ausgegangen, in dieser tief in den Fels des Hindukusch gesprengten Halle eine Produktionsstätte für Gehirnimplantate zu finden, mit denen die AIn jeden Menschen nichtarischer Abstammung zu ihrem willenlosen Lakaien machen konnten.

Doch was sich in den unzähligen Glaskolben auf den Labortischen befand, waren keine Gewebeläppchen, die menschliche Gehirne kontrollieren sollten – in den Gefäßen befanden sich Menschen! Zehntausende, Hunderttausende, vielleicht sogar mehr als eine Million!

Diese Menschen waren noch sehr klein, viele nicht größer als eine Maus, keiner größer als ein Meerschweinchen. Nicht alle waren unversehrt, gerade die größeren waren oft schrecklich verstümmelt, ihre Gliedmaßen und manchmal auch der kleine Kopf trieben abgetrennt vom Rumpf in der konservierenden Brühe.

Aber immer waren die Leichen vollständig, auch von den zerlegten fehlte nicht einmal ein Fingerglied.

Keiner dieser Menschen hier hatte jemals das Licht der Sonne bewußt erblickt, keiner von ihnen hatte in der »zivilisierten« Welt überhaupt als Mensch gegolten. Das, woran hier in großem Maßstab experimentiert worden war, waren Abtreibungsopfer – »Embryonen«, wie man sie heutzutage gern nannte, um die Tatsache zu verschleiern, daß es sich um nichts anderes als um ungeborene kleine Menschen handelte.

In wirklich zivilisierten Staaten wie dem Reich Thule war die Abtreibung außer bei akuter Lebensgefahr für die Mutter strengstens verboten und auch in diesem Fall nur mit richterlicher Genehmigung erlaubt.

Die Inder hingegen brauchten nicht einmal ein Gesetz zum Verbot dieser barbarischen Maßnahme: Als gläubige Hindus gingen sie davon aus, daß sie nach ihrem Tod wiedergeboren wurden, um im nächsten Leben eine höhere Stufe der Existenz zu erreichen. Dieser Schritt auf der Entwicklungleiter hin zur höchsten Vollendung war ihnen allerdings nur möglich, wenn sie tatsächlich erneut geboren wurden. Eine Abtreibung der ungeborenen Leibesfrucht aus dem Mutterleib würde diese Entwicklungskette für immer unterbrechen, ja, sie abschneiden.

Für einen gläubigen Hindu war Abtreibung schlimmer als Mord.

*

Auch etliche der Datenspeicher und Rechner auf der Aufzugplattform hatten Kugeln abbekommen, doch Geyer wußte, daß die Spezialisten in Neu-Berlin so gut wie jeden Datenträger retten konnten. Er befahl, alle Unterlagen zu bergen und über die Treppenhäuser nach oben zu bringen. Den Aufzug wagte er nicht zu benutzen, denn es würde zu lange dauern, mögliche Sprengfallen zu entdecken und zu entschärfen.

Über Funk forderte er eine indische Kompanie an, die große Brandsätze aus der notgelandeten »Günter Frenzel« holen und nach unten in die Kaverne bringen sollte.

Wenn alle noch vorhandenen Unterlagen in Sicherheit gebracht waren, sollte den armen Kindern hier unten eine Feuerbestattung zuteil werden.

Geyer hätte es nicht über das Herz gebracht, die kleinen Leichen in den Glasbehältern einfach zurückzulassen. Er fragte sich wieder und wieder, wozu die AIn und ihre Lakaien derart viele ungeborene Menschen brauchten.

Für die reine Forschung an Embryonen hätte man kaum eine solche Anzahl gebraucht. Oder doch? Nein, so etwas konnte sich der Generalmajor einfach nicht vorstellen. Hier unten war etwas produziert worden. Aber was?

Ein ungeheurer Verdacht keimte in ihm auf: Konnte es sein, daß die AIn auch hinter dem sprunghaften Anstieg der Abtreibungszahlen seit den 60erjahren standen? Zeitlich würde es natürlich passen. Aber wenn es wirklich stimmte: *Was zum Henker versprachen sich die außerirdischen Ungeheuer davon?*

*

Drei Tage nach dem Eintreffen von Magnus Wittmanns Sondereinheit in Arnstadt fuhr ein unauffälliger alter Toyota vor dem Hotel »Alte Stadt« vor. Neben dem Fahrer saßen drei Männer in dem Auto.

Einer war deutlich älter als die anderen: ein eleganter, aber unauffälliger Mann von 68 Jahren, mittelgroß, noch immer schlank. Das erste, was einem zufälligen Betrachter in seinem Gesicht auffiel, waren die hellwachen blaugrauen Augen. Das heute dünne graue Haar war in die Stirn gekämmt, was dem früher einmal sehr attraktiven Mann etwas Einfältiges gab.

Doch das war ein bewußter Täuschungsversuch, denn dieser Mann machte sich einen Spaß daraus, andere zu foppen. In Wirklichkeit war er der klügste Kopf im Reich Thule und vielleicht sogar auf der ganzen Welt: Professor Kurt Schulz, Leiter des Schulz-Instituts an der Technischen Hochschule Neu-Berlin, begnadeter Forscher und Erfinder.

Die beiden anderen Männer waren deutlich jünger, vermutlich knapp unter 50. Der eine hieß Dr. Alfons Jansen, der andere war

Dr. Jørge Christensen, ein Norweger. Die beiden arbeiteten seit vielen Jahren im Schulz-Institut und galten als nicht weniger genial als ihr Chef.

Alle drei trugen Maskenfolien, denn spätestens seit dem Einfall der Weltpresse in Thule waren ihre Gesichter bekannt. Der Mann am Steuer war ein Agent der Auslandsaufklärung und arbeitete seit Jahren unerkannt in Europa. Er hatte den Professor und seine Begleiter in den Pyrenäen abgeholt, wo sie in der Nacht zuvor heimlich von einem Stahlzeppelin abgesetzt worden waren. Die Autofahrt nach Arnstadt hatte zwar fast 20 Stunden gedauert, war aber nach wie vor die unauffälligste Transportmethode, solange man die Verkehrsregeln der jeweiligen Staaten beachtete.

Schulz und seine Männer waren von der Fahrt mehr als geschlaucht. Trotzdem wollte der Professor am liebsten sofort in die unterirdische Anlage vordringen, doch Wittmann bremste seinen nahezu jugendlichen Elan: »Sie und Ihre Männer haben eine anstrengende Fahrt hinter sich und brauchen Ruhe, Herr Professor. In Ihre wissenschaftliche Arbeit werde ich Ihnen nicht hineinreden, aber die Sicherheit unserer Mission liegt in meinen Händen. Und ein Vorstoß in das Sonderbauvorhaben III kann sehr gefährlich werden, glauben sie mir! Deshalb werde ich nur mit völlig ausgeruhten Männern dorthin zurückkehren. Morgen früh um neun Uhr ist Abmarsch. Bis dahin gilt für Sie und Ihre Begleiter Ruhepflicht.«

Der Hauptmann hatte es nicht nötig, seinen militärischen Rang und seine Befehlsgewalt auszuspielen. So neugierig der Professor auch war, so vernünftig war er doch auch.

Nach einer leichten Mahlzeit zogen er und seine Männer sich in die vorbereiteten Zimmer zurück. Langsam wurde es voll im Hotel »Alte Stadt«.

*

Am nächsten Morgen pünktlich um neun Uhr rollte das Elektrobähnchen wieder aus dem unterirdischen Behelfsbahnhof. Erneut bediente der Journalist Manfred Behrens die kleine Lo-

komotive. Fünf Soldaten blieben unter dem Befehl von Oberfeldwebel Posner zurück. Im Gegensatz zu den Passagieren der Bahn waren sie voll ausgerüstet und bewaffnet.

Magnus Wittmann rechnete nicht wirklich mit einem Polizei- oder gar Militäreinsatz gegen das Hotel, aber Vorsicht, in richtigem Maße angewandt, konnte nie schaden.

Wieder dauerte es eine Stunde, bis man den zentralen Bahnhof der unterirdischen Anlage erreichte. Der alte Soldat Heinrich versicherte, daß es keiner großen Eile bedürfe.

In der Halle mit dem Bahnsteig hatte sich nichts verändert.

Die Wissenschaftler blickten sich staunend um.

»Wo geht es denn in das Herzstück der Anlage?« wollte Professor Schulz wissen und sah sich nach Heinrich um. Doch der verschwand gerade in der Tür eines kleinen, bunkerartigen Betonbaus auf dem Bahnsteig.

Wittmann bemerkte die Absetzbewegung ebenfalls erst jetzt, denn er vertraute dem letzten Wehrmachtssoldaten bedingungslos.

Gerade wollte er ihm hinterher und nachsehen, was der vorhatte, als es schlagartig taghell in der großen Halle wurde. Die Notbeleuchtung war verloschen, dafür arbeiteten jetzt die regulären Leuchteinheiten.

Heinrich kam aus dem Bunker wieder hervor und grinste: »Wenn wir schon so hohen Besuch hier in S III haben, sollten wir auch die Festbeleuchtung einschalten, oder?«

Dr. Lepke sah sich mit offenem Mund um. »Keine einzige Lampe ist ausgefallen. Aber daß die Beleuchtung nach so langer Zeit noch einwandfrei funktioniert, ist eigentlich unmöglich!«

»›Dem deutschen Geist ist nichts unmöglich, wenn er sein Ziel nur ernsthaft genug verfolgt‹, hat der Obergruppenführer immer gesagt«, griente Heinrich. »Im Reich wurden angesichts der Rohstoffknappheit schon vor dem Krieg Lampen entwickelt, die praktisch ewig halten, auf jeden Fall hundert Jahre oder mehr. Es würde mich schon sehr wundern, wenn die entsprechenden Patente nicht ebenfalls von den Amis geklaut wurden. Aber die haben wohl kein Interesse an dieser Technik. Na ja… an einer Glühbirne, die spätestens nach einem Jahr durchbrennt,

kann man ja auch wesentlich mehr verdienen als an einer Lampe, die man einmal an einen Kunden verkauft, den man danach niemals wiedersieht.«

»Du meinst, man verkauft uns mit Absicht Dinge, die nicht besonders lange halten, nur um den Umsatz zu steigern?« Seit sich Heinrich auf dem Marktplatz für Manfred eingesetzt hatte, gestaltete sich dessen Verhältnis zu dem alten Soldaten wesentlich entspannter, fast schon freundschaftlich.

»Klar.« Heinrich nickte. »Hast du etwas anderes erwartet von Leuten, deren Glaubensbekenntnis sich am besten in möglichst großen Zahlen ausdrücken läßt?« Er lächelte verschmitzt. »Wenn die Wirtschaft keinen Gesetzen unterworfen wird, zählt nur das Gesetz des Profits. Versteh mich nicht falsch, ich will so ein Verhalten keineswegs billigen – aber nachvollziehen kann ich es durchaus.«

»Diese Lampen will ich mir später unbedingt genauer ansehen«, erklärte Professor Schulz. »Aber *Projekt Endsieg* hatte wohl nicht unbedingt etwas mit unzerstörbaren Leuchtkörpern zu tun. Ich habe stillgehalten, als der Hauptmann mich dazu verdonnerte, einen Tag lang auszuruhen. Aber jetzt möchte ich endlich das sehen, weswegen wir den weiten Flug vom Südpol unternommen haben.«

Heinrich nickte bedächtig. »Ja, meine Herren, gehen wir's an. Sie werden sich denken können, daß eine Einrichtung von derartiger Bedeutung extrem gut gesichert ist. Mir allein kann nichts passieren, Sie alle müssen sich in meiner unmittelbaren Nähe halten, bis ich alle Sicherungssysteme deaktiviert habe, sonst kann ich für nichts garantieren.«

Er knöpfte sein Hemd auf und entblößte eine dünne, aber kräftige Kette aus Edelstahl um seinen Hals, an der zwei metallische Plaketten über der weiß behaarten Brust hingen. Magnus war erstaunt, denn er wußte, daß die Soldaten der Wehrmacht ebenso wie die Thules nur eine »Hundemarke« hatten – anders als etwa die Amerikaner mit ihren zwei Identifikationsplaketten.

Heinrich hob die zweite Plakette etwas in die Höhe. »Auf dieser Trägerscheibe befinden sich passive Funkresonanzschleifen«, erklärte er. »Die verschiedenen Sicherungseinrichtungen

hier unten geben bei Annäherung von Personen ein Funksignal ab – und bleiben nur dann passiv, wenn sie die entsprechende Resonanz empfangen.«

»Unglaublich!« Dr. Lepke keuchte vor Überraschung. »Eine solche Technik wäre noch heute absolute Weltspitze. Wie konnte man so etwas vor fast 70 Jahren realisieren?«

»Mit Transistoren neuster Bauart, soviel ich weiß. Aber fragen Sie mich nicht nach Einzelheiten, Herr Doktor. Ich bin nur ein einfacher Soldat!« Heinrich knöpfte sein Hemd wieder zu und ließ die Plaketten darunter verschwinden. »Wenn wir die Kommandozentrale erreicht haben, können sie eine der Plaketten meiner verstorbenen Kameraden untersuchen. Die habe ich ihnen natürlich abgenommen, bevor ich sie im Untergeschoß beerdigte. Und nun folgen Sie mir. Aber bleiben Sie alle dicht an mir dran, damit sie nicht aus Versehen doch noch eine Falle auslösen!«

Die Gruppe setzte sich in Bewegung. Auf Magnus' Befehl nahm man Heinrich in die Mitte, damit ein jeder möglichst geringen Abstand zu seinem Funkresonator hatte.

Der Weg führte durch ein wahres Labyrinth von Gängen, unter deren Decken meist zahlreiche Rohre und Leitungen aufgehängt waren. Magnus' geschulte Augen entdeckten eine ganze Reihe von Sprengfallen – aber immer erst, nachdem er sie passiert hatte. Die Sicherungseinrichtungen des Sonderbauvorhabens III richteten sich ausschließlich gegen von außen eindringende Feinde. Manche der Sprengladungen wirkten so mächtig, als ob sie komplette Abschnitte der Anlage zum Einsturz bringen könnten.

Der Hauptmann sprach Heinrich darauf an. »Die Fallen in den oberen Stockwerken, die eigentlich nur zur Tarnung dienten, haben dem Feind derart zugesetzt, daß er jeden Mut verlor und die Anlage für komplett erkundet erklärte. Wir hatten natürlich darauf gehofft und da oben ein paar technische Leckerbissen versteckt, die uns sowieso nichts mehr nutzen würden beziehungsweise von denen wir wußten, daß die sie früher oder später auch haben würden, etwa die Kernspaltungsbombe.«

»Die Atombombe?«

»Ja. Wie gut, daß die Amis die größte von allen nie gefunden haben. Die dient uns nämlich als letzte Sicherung. Wenn Feindkräfte hier eingedrungen wären und nicht hätten ausgeschaltet werden können, wäre sie hochgegangen und hätte nicht nur das Jonastal, sondern die gesamte Gegend von Erfurt bis Ilmenau in eine Gluthölle verwandelt. Bevor er sich nach Bayern absetzte, hörte ich einmal, wie Dr. Diebner sagte, gegen die Bombe hier unten wären die Dinger, die wir die Amis finden ließen, nichts als Knallfrösche. Er hätte diese Bomben eigentlich von Anfang an nur als Zünder für unsere Fusionswaffen gebaut… was immer er auch damit meinte.«

»Fusionswaffe?« Professor Schulz schien seinen Ohren nicht zu trauen. »Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß es hier unten eine Wasserstoffbombe gibt?«

»Doch, genau so haben die Eierköpfe das Ding damals genannt. Ich glaube allerdings nicht wirklich daran, daß es so gefährlich ist.« Heinrich wirkte ein wenig verunsichert. »Ich meine, ich weiß, das Wasserstoff Knallgas bildet und es ordentlich krachen lassen kann. Aber die Bombe ist ziemlich klein, die würde in jedes größere Flugzeug passen. Soviel Wasserstoff für eine derartige Explosion kann da eigentlich gar nicht drin sein – oder?«

»In diesem Fall oder, Soldat.« Schulz seufzte. »Die Bombe läßt den Wasserstoff nämlich nicht explodieren, sondern zu Helium verschmelzen. Das ist derselbe Prozeß, der in der Sonne abläuft. Eine Atombombe ist dagegen wirklich kaum mehr als ein Knallfrosch.«

Der alte Soldat war über die Worte nicht erschrocken, sondern fand vielmehr sein Selbstbewußtsein zurück: »Na bitte, dann sind unsere Geheimnisse ja wirklich sicher hier unten. Es geht eben doch nichts über guten deutschen Erfindergeist.«

Die Gruppe erreichte eine kleine Halle, von der nicht nur mehrere Gänge abzweigten, sondern in der auch die Tür zu einem großen Aufzug offenstand. Die Männer paßten gerade eben alle in die Kabine. Plötzlich erlosch das Licht, eine rote Warnlampe flackerte auf, und eine Sirene ertönte schrill.

Im Mitternachtsberg glüht schwarzer Stein
Wie die Sonne so weiß
Von dort aus waren wir gesandt
Das Starre zu brechen wie Eis

(Von Thronstahl)

10. Ein deutscher Reaktor

»Verdammt! Laßt mich durch, aber schnell!« Heinrich, der sich in der Mitte der Gruppe befand, drängte sich zu dem kleinen Bedienfeld mit den Knöpfen neben der Tür der Aufzugkabine. Hastig drückte er sie in einer willkürlich erscheinenden Reihenfolge, immer zwei gleichzeitig.

Die Sirene erstarb ebenso wie das rote Flackern, und die normale Beleuchtung schaltete sich wieder ein.

Heinrich drückte einen weiteren Knopf, die Kabinentür schloß sich, und der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung. Es ging deutlich spürbar abwärts.

»Mann, da haben wir gerade noch von der Überbombe geredet, und ich vergesse den Gewichtsprüfer im Aufzug. Ich werde wirklich langsam alt!«

Kreidebleich fragte Manfred: »Heißt das, hier wäre gerade eben fast die Wasserstoffbombe hochgegangen?«

»Ja. Der Aufzug fährt direkt bis in die Kommandozentrale. Die Sicherheitsautomatik hat festgestellt, das nur ein Berechtigter in der Kabine ist, aber viel mehr Personen ohne Resonanzschleife. Ich hatte 60 Sekunden, den richtigen Kode einzugeben – oder den falschen. Dann hätte es sofort geknallt.«

Niemand sagte etwas. Einige grinsten schief, andere wirkten verkniffen. »Seit wann bist du eigentlich allein hier unten?« wollte Magnus wissen.

»Seit Ende 1989«, erklärte Heinrich ungerührt. »Seit Kammlers Tod.«

»Kammler? *Hans* Kammler? *Der* Hans Kammler?«

»Ja. Der Obergruppenführer hat das Projekt hier nicht nur geleitet, sondern auch bis zu seinem Tode kommandiert. Er war der letzte Überlebende unseres Verbandes außer mir.«

»Woran ist er gestorben?«

»Er hat einen Herzinfarkt bekommen, vermute ich – vor Freude. Als wir 1989 die Fernsehbilder vom Mauerfall und der bevorstehenden Wiedervereinigung Deutschlands sahen, hat er sich unglaublich gefreut – und fiel dann plötzlich tot um. Na ja, da war er immerhin schon 88 Jahre alt, und ich kann mir durchaus einen schlimmeren Tod vorstellen.«

Professor Schulz schaltete sich in das Gespräch ein: »Sie erwähnten, daß Sie hier unten Fernsehgeräte haben?«

»Selbstverständlich. Fernsehen gibt es in Deutschland immerhin seit 1936, Herr Professor. Aber sie werden gleich alles mit eigenen Augen sehen können.«

Der Aufzug hielt beinahe unmerklich an. Als sich die Doppeltür öffnete, wollten die Männer hinaustreten, doch ein lautes »Halt!« Heinrichs hielt sie zurück.

»Ich muß zuerst das Sicherungssystem abschalten«, erläuterte er. »Wir wollen ja nicht wieder das gleiche erleben wie gerade im Aufzug!«

Das war ein höchst überzeugendes Argument, und so ließen die Männer aus Thule Heinrich hinaus, während sie selbst noch im Aufzug blieben. Magnus hielt eine Hand vor die Lichtschranke, so daß sich die Tür nicht wieder schloß. Vor ihnen erstreckte sich ein großer Saal, der mit den Reihen von Kontrollpulten und Bildschirmen deutlich an die Leitstelle der NASA erinnerte, von der aus einst die Mondflüge der »Apollo«-Astronauten geleitet worden waren.

Der Saal war bis auf den frisch beförderten Stabsfeldwebel Heinrich leer. Am fünften Pult von rechts in der dritten Reihe vom Aufzug aus betrachtet blieb er stehen und gab eine lange Ziffern- und Buchstabenfolge in die Tastatur, ohne ein einziges Mal nachzudenken.

»Ihr könnt jetzt rauskommen!« rief er, als er fertig war. »Ich habe die Alarmanlage für die Zentrale vorübergehend ausgeschaltet.« Dann trat er seitlich an einen alten Militärschrank und nahm einen Karton heraus. In dem lagen zahlreiche »Hundemarken« der Art, wie auch er sie um den Hals trug.

Er hatte die Identifikationsplaketten von den Halsketten entfernt, so daß nur noch die Impulsresonatoren daran hingen. Jedes Mitglied der Gruppe bekam einen. »Die Dinger müßt ihr ununterbrochen tragen, denn ich schalte jetzt alle Alarmeinrichtungen wieder scharf!« sagte er mit Nachdruck.

»Sind die von deinen verstorbenen Kameraden?« fragte Magnus.

Heinrich nickte stumm.

»Und wo hast du ihre Hundemarken?«

»Die bewahre ich gesondert auf. Wenn wir nach Thule gehen, nehme ich sie mit und überreiche sie dem OKT für die Akten.«

»Gute Idee.« Magnus nickte. »Du solltest mir übrigens auch den Kode verraten, mit dem man die Sprengfallen ausschalten kann. Ich will ja nicht unken, aber du bist schließlich nicht mehr der Allerjüngste!«

Heinrich grinste schief. »Na, noch bin ich ganz gut in Form. Es wird genügen, wenn ich den Spezialisten vom OKT in Thule die Kodes verrate. Du mußt das verstehen, Magnus. Auch ich habe meine Befehle. Und die lege ich schon verdammt weit aus, wenn ich die Thule-Führung einweihe. Aber wenn ein einfacher Hauptmann wie du die Kodes in Erfahrung bringen würde, müßte ich dich töten, nichts für ungut.«

Magnus nickte stumm. Heinrich meinte genau das, was er sagte. Er würde jeden töten, der die Kodes in Erfahrung brachte – oder bei dem Versuch sterben. Er war ein guter Soldat.

*

Professor Schulz war erstaunt über die Fernsehbildschirme in den Konsolen. Sie zeigten Ausschnitte aus der unterirdischen Anlage, Außenaufnahmen aus dem Jonastal – und alle möglichen Fernsehprogramme, wenn auch nur in Schwarzweiß.

»Wie empfangen Sie die Programme?« wollte er wissen.

»Anfangs hatten wir in den Bäumen versteckte Antennen«, erwiderte Heinrich. »Die blöden Russen, die den Truppenübungsplatz für ihre Geländespielchen nutzten, haben nie etwas gemerkt. Später haben wir Satelliten angezapft.«

»Wo habt ihr die dazu nötige Schüssel versteckt?« wunderte sich Magnus.

»Gar nicht.« Heinrich grinste breit. »Wir hatten ein paar Felsen oben nach einem bestimmten Schema verkabelt. So verfügten wir über eine Reihe erstklassiger Antennen. Ich glaube, wir haben die Sputnik-Signale* hier unten eher gehört als die Amerikaner. Als dann die ersten kommerziellen Satelliten kamen, mußten wir unsere Empfangsgeräte nur umprogrammieren. Die waren von Anfang an darauf angelegt, mit allen möglichen Standards zu operieren. Nur Farbfernsehen hatten wir nicht, weil wir die entsprechenden Bildschirme hier unten nicht herstellen konnten.«

»Faszinierend«, sagte Schulz mit dem verträumten Blick des Forschers. »Dieses System müssen sich meine Männer unbedingt ansehen.«

»Wozu? Fernsehen lohnt sich doch heutzutage kaum noch! Ich mußte mich teilweise regelrecht zwingen, mir den Schund anzusehen, um weiter über die Welt da draußen informiert zu bleiben. Was ihr heute ›Nachrichten‹ nennt, ist zu 80 Prozent Propaganda. Informationen muß man sich mühsam zusammenklauben. Und dann erst das übrige Programm!« Heinrich deutete mit der Geste eines Volkstribuns auf die Schirme, die jeder einen anderen Kanal zeigten. »Wissenschaftssendungen werden fast nur noch von Ausländern moderiert, damit der blöde Durchschnittsdeutsche auch ja erfährt, wie intelligent die sind. Und selbst im Kinderfernsehen ist immer mindestens ein Neger als Moderator dabei. Ich habe mich lange gefragt, was das eigentlich soll – bis ich Magnus' großen Auftritt als ›nackter Hauptmann‹ und die daraufhin erfolgende Berichterstattung

---

* Sputnik: sowjetischer Satellit (1957)

über die AIn sah. Die haben das meiste zwar gleich darauf wieder zurückgenommen, aber jeder, der nicht völlig verblödet ist, weiß jetzt, wer hinter der heutigen Rassenmischungsideologie steckt: die Lakaien der AIn. Das einzige, was diese Ungeheuer ja wirklich fürchten müssen, sind reinrassige Arier. Und deswegen propagieren sie an allen Fronten das Hohe Lied vom Mischling – der einzigen Kreatur, der sie ihre Implantate aufzwingen können!«

Heinrich hatte sich regelrecht in Rage geredet. Er atmete tief durch und deutete auf den Aufzug: »Kümmern wir uns lieber um angenehmere Themen. Hat jemand Lust auf eine Führung zum ›Projekt Endsieg‹?«

*

Magnus sah genau hin: Heinrich drückte den zweituntersten der zahlreichen Knöpfe in der Aufzugkabine. Die Fahrt dauerte lange, der Hauptmann schätzte, daß sie sich nun mindestens einen halben Kilometer unter der Talsohle des Jonastals befanden.

Manfred Behrens war angesichts der Eindrücke, die auf ihn einstürmten, auffallend stumm.

Er schaute sich nur mit großen Augen um, wirkte fast wie das Kaninchen vor der Schlange.

Die Halle, in die sie der Aufzug entließ, war gigantisch. Selbst in der vollen Beleuchtung, die Heinrich eingeschaltet hatte, waren ihre Abmessungen nur schwer zu schätzen: kreisrund und gut 500 Meter im Durchmesser. Die Decke war kuppelförmig aus dem Stein geschnitten und mit Betonstreben unterfüttert, so daß sie ohne jede Stütze auskam. Zahlreiches Kriegsgerät stand hier unten, alt, aber bestens gewartet oder eingemottet. Große Stahltore in der gegenüberliegenden Wand gehörten vermutlich zu Lastenaufzügen, mit denen die Kampf- und Jagdpanzer, die Feldhaubitzen (ausschließlich damals hochmoderne Versionen vom Typ Waffenträger 2), Flakpanzer (sogar einige Modelle mit Luftabwehrraketen), Geschütze und dergleichen mehr nach oben hatten transportiert werden sollen. Sogar einige der selbst

heute noch futuristisch wirkenden Düsenjäger vom Typ Horten IX befanden sich am jenseitigen Ende der Halle.

Das eigentliche Wunder fiel zwischen all dem beeindruckenden Kriegsgerät gar nicht auf. Mitten in der Halle stand eine kompliziert wirkende technische Anlage, auf deren Oberseite sich ein etwa 2,50 Meter durchmessender senkrechter stählerner Ring befand. Und in dem Ring schimmerte etwas, das aussah wie ein hochkant gestellter Gartenteich: eine leicht bewegte Wasserfläche, die entgegen allen Naturgesetzen nicht aus dieser unmöglichen Position herabfloß.

Doch es war kein Wasser, das sich in diesem Ring befand, sondern pure, wabernde, schimmernde Energie. Quantenenergie. Heinrich ging mit Magnus und Professor Schulz zu dem merkwürdigen Apparat. Während sich die Soldaten des Trupps mit leuchtenden Augen in der Halle verteilten, um die schlagkräftigen Waffensysteme ihrer Vorfahren aus der Nähe zu bestaunen, kannten die Wissenschaftler nur ein Ziel: *Projekt Endsieg* im Zentrum der Halle.

Stählerne Treppen führten auf die Oberseite der Maschine. Um den schimmernden Ring aus Stahl und Energie war eine Behelfsbarriere aufgebaut. »Man sollte dem Wurmloch auf keinen Fall zu nahe kommen, solange es nicht vollendet ist«, erklärte Heinrich beiläufig.

»Wurmloch? Hätten Sie vielleicht die unendliche Güte, uns detailliert zu erläutern, worum es sich hier handelt, ohne daß man Ihnen jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen muß?« Schulz klang ziemlich gereizt.

»Nun, dazu muß ich kurz ausholen«, erklärte Heinrich. »Als damals erste Nachrichten von der Entdeckung der Hohlwelt bei Himmler eintrafen, erklärte er den gesamten Themenkomplex zur obersten Verschlußsache und schickte ein zweites Kommando unter Hans Kammler nach Neu-Schwabenland. Das drang viel weiter in die Hohlwelt vor als die Gruppe von Herfords und fand Unterlagen allerhöchster Brisanz, von denen von Herford niemals etwas erfahren hat.

Laut diesen Unterlagen deutete alles darauf hin, daß die Erde in grauer Vorzeit Besuch von außerirdischen Wesen erhielt, die

nicht mit den AIn identisch sind. Diese *anderen* Fremden stammten offenbar vom Planeten Aldebaran und haben vermutlich das eine oder andere zur Förderung der Menschheit unternommen… genauere Informationen besitze ich nicht.

Jedenfalls gehörten zu den von Kammler entdeckten Unterlagen auch Baupläne für eine Wurmlochverbindung nach Aldebaran. Der Führer wurde eingeweiht und gab Kammler nach dessen Rückkehr ins Reich sämtliche Vollmachten, die der zur Realisierung dieses Projekts hier im Jonastal benötigte.

Er sollte mittels der in der Antarktis entdeckten Technologie hier im Herzen Deutschlands eine Verbindung nach Aldebaran erschaffen und von dort hochentwickelte Zukunftswaffen holen, mit denen doch noch der Endsieg über die Alliierten möglich gewesen wäre.

Hitler hat sich wohl bis zum allerletzten Augenblick an diese Hoffnung geklammert und sich erst erschossen, als Pattons Panzerarmee hierher vorgestoßen war und das Sonderbauvorhaben III besetzt hatte. Bei den Kämpfen sind die meisten unserer Soldaten gefallen – aber sie haben mit ihrem Opfer dafür gesorgt, daß die Amerikaner es niemals wagten, über die Ebene 2 hinaus nach unten vorzustoßen. Und dabei hatten wir eigentlich die Ebene 3 als letzte Verteidigungslinie betrachtet.

Unseren kleinen Kracher hätten wir erst gezündet, wenn die Amis oder sonst jemand tiefer als Ebene 5 vorgestoßen wären…«

»Wie viele Ebenen gibt es hier denn genau?« wollte Magnus wissen.

»Wir sind hier auf Ebene 20«, erklärte der alte Soldat. »Unter uns befindet sich noch die Stromversorgung… und darunter sind dann die Stollen mit den Gräbern. Dahin kommt man allerdings nicht mehr mit dem Aufzug, sondern nur zu Fuß.«

»Bitte zurück zum Thema«, drängte Professor Schulz.

Heinrich nickte. »Sicher, sicher. Nach dem Abzug der Amerikaner saßen wir hier unten fest. Wir, das waren mehr als 50 Wissenschaftler, zwei Dutzend Soldaten und Obergruppenführer Kammler. Als dann die Russen das Gebiet besetzten, war uns klar, daß wir nicht mehr nach draußen konnten.

Bald stellten wir fest, daß wir zwei große Fehler gemacht hatten: Wir hatten zwar an alles gedacht, selbst an Konserven für Jahrhunderte – aber nicht daran, auch ein paar Frauen mitzunehmen. Hier unten saßen nur Männer fest – und trotzdem gab es keine Schwulitäten!« stellte er mit einem anzüglichen Grinsen in Manfreds Richtung fest. »Den zweiten Fehler hatten unsere Großköpfe gemacht. Sie glaubten zwar bis zu ihrem Tod daran, daß man den Aldebaran durch so ein Wurmloch innerhalb weniger Sekunden erreichen kann. Aber schon 1946 war ihnen klar, daß der Aufbau eines solchen Wurmlochs nur mit Lichtgeschwindigkeit erfolgen kann. Und da Aldebaran zwischen 66 und 68 Lichtjahren entfernt ist – so ganz genau weiß man es wohl nicht – kann der Kontakt frühestens *in diesem Jahr* erfolgen.

Das ist der Grund, warum ich es bis heute hier unten ausgehalten habe – ich will wissen, ob wir tatsächlich den Durchgang zu einer anderen Welt gefunden haben oder nicht!«

Professor Schulz stand ebenso wie seine Mitarbeiter mit offenem Mund da. Manche murmelten unverständliche Worte vor sich hin.

Schulz faßte sich als erster wieder und nahm seinen Hochleistungstaschenrechner heraus. Er stellte einige komplexe Kalkulationen an und sagte dann unverblümt: »Aufbau und Stabilisierung eines solchen Wurmlochs würden gigantische Energiemengen verschlingen… mehr als alle Atomkraftwerke der Welt erzeugen könnten.«

»Mit Atomkraftwerken haben wir uns nie abgegeben«, erklärte Heinrich. »Wie ich es verstanden habe, machen die enorm viel Dreck – so etwas ist undeutsch. Kommen Sie, fahren wir noch eine Etage weiter nach unten. Dann zeige ich Ihnen, wie ein echter deutscher Reaktor aussieht!«

Er kletterte vom Wurmlocherzeuger herunter und schritt zurück zum Aufzug. Magnus, den Wissenschaftlern und Manfred blieb gar nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

»Soll ich meine Männer rufen?« fragte der Hauptmann.

»Nicht nötig«, meinte Heinrich grinsend. »Laß denen ruhig ihren Spaß in unserem Spielzeugmuseum.«

Wittmann teilte Leutnant Kaltmeister mit, daß man noch ein Stockwerk nach unten fahren würde, aber keine Begleitung brauchte.

Die Aufzugfahrt hinab zur untersten Etage dauerte länger, als man es für möglich gehalten hätte. Der Grund dafür wurde rasch klar, als die Kabine anhielt und die Türen sich öffneten: Ebene 21 bestand aus einer noch gewaltigeren Halle als die darüberliegende.

Doch anders als jene war diese von einer einzigen Maschine bis fast unter die Decke ausgefüllt. Diese Maschine wirkte dunkel, fast bösartig. Ein leises Summen lag in der kühlen Luft.

»Unsere Energiequelle«, sagte Heinrich voller Stolz und machte eine allumfassende Handbewegung. »Das ist er… der *Ragnarök-Reaktor*. Hier wird mehr Energie erzeugt als in allen anderen Kraftwerken der Erde zusammen!«

»Was ist das für ein Monstrum?« Professor Schulz flüsterte fast vor Ergriffenheit.

»Unsere Fachleute sprachen von einem Schwarzlochgenerator«, sagte Heinrich beiläufig. »Genaueres weiß ich nicht.«

Die Wissenschaftler keuchten.

»Gibt es Konstruktionsunterlagen für die Anlage?« fragte der Professor schließlich.

»Selbstverständlich.« Heinrich nickte. »Das ist alles oben im Kontrollzentrum in unseren Rechnern abgespeichert.«

»Unfaßbar!« Schulz war begeistert. »Wenn wir das Prinzip erst einmal durchschaut haben, dürfte es uns nicht allzu schwerfallen, kleinere Ausgaben dieses Riesen zu bauen. Wir könnten unsere Flugscheiben damit ausrüsten und wären endlich in der Lage, den AIn Paroli zu bieten!«

Magnus Wittmann wagte eine schüchterne Zwischenfrage: »Eines verstehe ich allerdings nicht, Professor. Wozu die Wasserstoffbombe zur Selbstvernichtung? Wäre es nicht viel effektiver gewesen, im Notfall einfach den Reaktor durchgehen zu lassen?«

»Der kann nicht durchgehen, Hauptmann«, dozierte der Gelehrte. »Sollte er jemals außer Kontrolle geraten, verzehrt er sich selbst – und das war's.«

Manfred nickte heftig. »Ja, das habe ich am Amazonas schon mit eigenen Augen erlebt!«

Schulz' Stimme wurde feierlich. »Wir stehen hier vor der Lösung aller irdischen Energieprobleme, meine Herren. Dies ist die größte denkbare Energiequelle des Universums. Und sie ist nicht nur sicher, sondern auch absolut sauber. Deshalb werden wir die Entdeckung auch vorerst für uns behalten müssen. Schließlich wollen wir es den AIn nicht zu angenehm machen auf unserer Welt!«

Und liegt deine Seele in tiefem Schlaf noch
Und scheint auch dein Leib gefroren
Zum Zwecke dich zu erheben
Wurden wir wieder geboren.

(Von Thronstahl)

11. Ein deutsches Gefecht

Generalmajor Heinrich Geyer trieb seine Forscher zu höchster Eile an. Die Männer in Zivil fotografierten die Einrichtungen in der Kaverne im Überblick und machten zahlreiche Detailaufnahmen von den Installationen auf den einzelnen Labortischen.

Uniformierte Legionäre waren noch immer damit beschäftigt, Unterlagen und Rechner samt Zubehör nach oben zu schleppen.

»Das muß schneller gehen!« brüllte Geyer.

Ein Forscher nach dem anderen beendete seine Arbeit, die Legionäre schleppten die letzten Unterlagen hinaus, andere machten die Brandsätze scharf.

Geyer gab seiner persönlichen Leibwache den Befehl zum Rückzug nach oben.

Nach und nach versammelten sich immer mehr Soldaten und Wissenschaftler im Festungshof. Die Inder hatten ganze Arbeit geleistet. Weit und breit lebte kein AIn, keiner ihrer Lakaien und kein Söldner mehr.

SZ 54 »Ludwig Beckmann« senkte sich in den Hof herab. Die Laderampe wurde ausgefahren, und beaufsichtigt von den Forschern trugen die Legionäre die erbeuteten Unterlagen und Datenspeicher an Bord. Dann kamen die Verwundeten an die Reihe, und als letzte stiegen auch die Soldaten in das Luftschiff.

Geyer kam zu Mike McBain herüber und deutete auf den Stahlzeppelin. »Worauf warten Sie noch, Hauptmann? Sie sind

ebenfalls verwundet. Sie werden mit der ersten Welle ausgeflogen.«

»Mit allem Respekt, General…«, Mike atmete tief durch, »… aber die bedeutungslose Verstauchung kann man wohl kaum als Verwundung bezeichnen. Ich könnte mich sofort wieder in einen Jabo setzen und den nächsten Einsatz mitfliegen. Aber da wir keine Ersatzmaschinen dabeihaben, säße ich in Kaschmir nur tatenlos herum. Ich würde viel lieber hier vor Ort bleiben und die Einsätze zur Bergung meiner vermißten Kameraden koordinieren… wenn Sie gestatten, Herr General!«

Geyer konnte sich noch gut daran erinnern, wie er als junger Mann gewesen war. McBain fühlte sich verantwortlich für den Verlust seiner Maschine, und er wollte ihn irgendwie gutmachen, obwohl der Abschuß reines Pech und nicht Folge eines Pilotenfehlers gewesen war.

Der Generalmajor war ein Offizier des Typs, wie er in den Thule-Truppen gefördert wurde, aber wie ihn heute praktisch nur noch die Thule-Truppen hatten – und ein wichtiger Grund für die ungeheure Kampfkraft eben dieser Truppen: Er wußte genau, wann es angebracht war, exakt nach Dienstvorschrift vorzugehen, und wann man diese möglichst weit auszulegen hatte. Die Inschrift über der Offiziersschule in Neu-Sonthofen lautete: »Nur der letzte Sieg ist von Bedeutung!«

Nach diesem Motto war das Offizierskorps der Thule-Truppen ausgebildet worden – und es handelte auch danach.

»Also gut«, sagte Geyer, »Sie bleiben und kümmern sich um ihre vermißten Kameraden. Aber nur als Organisator. Wenn ich Sie dabei erwische, wie sie draußen in den Bergen herumhumpeln, lasse ich Sie vor das Kriegsgericht stellen!«

McBain nahm Haltung an und salutierte (ohne die Hacken zusammenzuschlagen). »Zu Befehl, Herr General! Und… danke!«

Während er sprach, hob SZ 54 ab und verschwand im Dunkel der Nacht. Schon senkte sich die »Otto-Lutz Förster« vom sternengesprenkelten Himmel. Sie nahm den größten Teil der verbliebenen Soldaten auf.

Heinrich Geyer wußte, daß mit etwas gutem Willen die gesamte verbliebene Truppe an Bord des Stahlzeppelins gepaßt

hätte. Die Tragkraft der Maschinen war beinahe unbegrenzt, und wenn sich alle dicht zusammengedrängt hätten, wäre auch für jeden Platz an Bord.

Aber noch waren mehrere kleine Suchtrupps unterwegs, um abgeschossene Piloten zu bergen. Und dann mußte die Sprengung der Festung vorbereitet werden – und die von SZ 59.

In etwa drei Stunden – also bei Sonnenaufgang – würde die »Ludwig Beckmann« aus Kaschmir zurück sein und die restlichen Soldaten aufnehmen. Bis dahin würde alles vorbereitet sein.

Und auch das Geschwader »Hans-Ulrich Rudel« mußte frisch betankt und aufmunitioniert wieder über dem Hindukusch kreisen. Denn Geyer rechnete fest mit feindlichen Luftangriffen.

Bodentruppen hingegen stellten keine Gefahr dar. Dank der großen Entfernungen in Afghanistan würden sie erst vor Ort sein können, wenn Legionäre und Thule-Soldaten abgezogen waren. Selbst mit Hubschraubern konnte man sie nicht mehr rechtzeitig genug herbringen.

*

SZ 59 »Günter Frenzel« lag vor der Bergfestung wie ein gestrandeter Wal. Geyer und sein Adjutant Huberti schritten auf das Wrack zu, das äußerlich kaum Beschädigungen aufwies.

Zeppelinkommandant Major Gardemann erwartete sie am Hauptportal: »Ich habe alles für die Sprengung vorbereitet, General. SZ 59 darf und wird auf keinen Fall in die Hände des Feindes gelangen. Ich gehe davon aus, daß SV 1 zur Anwendung kommt?«

Geyer entgegnete mit hartem Gesicht: »Diesmal leider nicht, Major. Uns bleibt nichts anderes übrig, als Sprengverfahren 2 anzuwenden.«

»SV 2? Aber dabei wird der Atomreaktor zerlegt, und es kommt zu einer schweren Verstrahlung des gesamten Geländes weit und breit.«

Der Generalmajor nickte grimmig. »Wir haben keine Zeit, die feindlichen Anlagen hier gründlich zu durchsuchen. Sie wurden

zwar von unseren Pionieren mittlerweile komplett vermint und zur Sprengung vorbereitet, aber wir können nicht sicher sein, daß wir wirklich alles zerstören. Doch die AIn und ihre Lakaien dürfen diese Einrichtung nie wieder benutzen – und das ist nur dadurch zu erreichen, daß wir die gesamte Umgebung in eine radioaktive Strahlungshölle verwandeln.«

Geyer sah das Entsetzen auf Gardemanns Gesicht, aber das durfte ihn nicht kümmern. »Also, Major, Sie haben Ihre Befehle. Ich erwarte baldige Vollzugsmeldung.«

*

Im Osten schob sich die Sonne langsam von unten an die Berggipfel heran. Noch sah man sie nicht, aber ihr Licht trieb die Schwärze der Nacht erst zögernd, dann mit Entschlossenheit zurück. Während die Welt ringsum noch im Dunkel lag, erwachten die Berggipfel im Morgengrauen zu einem neuen Tag in dünner, kalter Luft.

Auch die noch in der Festung am Boden verbliebenen Männer waren hellwach. Denn von dem hoch über ihnen kreisenden Langstreckenaufklärer wußten sie, daß der Feind im Anmarsch war.

Die in mehr als 20 000 Meter Höhe fliegende Arado Ar 666 P/FuMO* war eine spezielle Aufklärungsversion des »Arbeitspferdes« der Thule-Luftwaffe, am ehesten vergleichbar mit den AWACS-Maschinen** der NATO.

Doch anders als diese trug sie keine große Antenne oben auf dem Rumpf.

Die Hülle der nach dem Nurflügelprinzip gebauten Maschine bot ausreichend Platz für die Sende- und Empfangsantennen des FuG 428 »Lichtenstein SN-31«. Sie waren als hauchdünne Fäden aufgeklebt und mit einer Kunststoffschicht überzogen wor-

---

* Funkmeßortung
** Airborne Warning and Control System – luftgestützte Radaranlagen an Bord großer Flugzeuge, meist Boeing 707-320

den, so daß sich eine FuMO-Arado äußerlich nicht von einem normalen Langstreckenbomber dieses Typs unterschied.

Aber statt Bomben trug dieses Modell eine umfangreiche elektronische Ausrüstung in seinem Bauch, die von acht Soldaten der Luftwaffe bedient wurde. Sie konnten sämtliche Flugbewegungen in einem Umkreis von fast 2000 Kilometer erkennen und die eigenen Piloten mit entsprechenden Daten versorgen. Dank der hochentwickelten Elektronik kam die FuMO-Arado mit wesentlich weniger Besatzungsmitgliedern aus als ihre NATO-Entsprechung und konnte doch deutlich mehr Ziele gleichzeitig erfassen und an die Kampfeinheiten weitermelden.

Die Maschine dieses Typs, die hoch über dem Hindukusch kreiste, hatte einen konzentrierten Angriff des Feindes gemeldet. In vorderster Linie jagten die zwanzig Tornado-Jagdbomber der Bundeswehr heran, die mittlerweile in Afghanistan stationiert waren. Sie hatten ihr Bodenfolgeradar eingeschaltet und flogen mit Schallgeschwindigkeit in kaum mehr als 30 Meter Höhe über Bergschründe und durch Hochtäler.

Die MRCA* Tornado war einstmals als Nachfolger des unglücklichen Starfighters projektiert worden – ab 1967. Die eigentliche Konstruktionsarbeit hatte im Juli 1970 begonnen, ihren Erstflug hatte die Maschine am 14. August 1974 absolviert. Bei der Bundeswehr war sie allerdings wegen der schon damals chronischen Finanzprobleme erst ab 1982 in Dienst gestellt worden.

Wäre sie ein Auto gewesen, hätte sie längst ein H-Kennzeichen als »historisches Fahrzeug« bekommen. Das Flugzeug war einst nicht übel gewesen, aber heutzutage war es einfach nur alt.

So mußte beispielsweise der Pilot die Verstellung der Schwenkflügel über einen simplen Hebel links neben seinem Sitz vornehmen. Eine Automatik, die den Winkel der Tragflächen dem jeweiligen Flugzustand angepaßt hätte, gab es nicht.

Generalmajor Geyer versuchte in einem Behelfsunterstand in einem geknackten Bunker an der Festungsmauer ununterbro-

---

* Multi Role Combat Aircraft – Vielzweck-Kampfflugzeug

chen, eine Funkverbindung mit dem Kommando der Bundesluftwaffe in Afghanistan zu bekommen, denn er wollte nicht wirklich gegen deutsche Piloten kämpfen müssen.

Mike McBain, der inzwischen alle Suchkommandos zurückgerufen hatte, weil es in dieser Bergwelt fast unmöglich war, die Leichen seiner abgeschossenen Kameraden zu bergen, verfolgte stumm, wie sein Kommandeur zwar einen Funkkontakt mit der Dienststelle in Kabul bekam, aber einfach nicht zum Befehlshaber durchgestellt wurde.

Der Funker in Kabul, der Deutsch nur mit starkem Akzent sprach, meldete unablässig, daß er diesen und jenen Offizier zu erreichen versuchte, aber nicht in die Leitung bekäme. Mike drängte sich der böse Eindruck auf, daß Geyer vertröstet werden sollte.

Auf einem anderen Kanal kam die Warnung des Höhenaufklärers herein: »Schutzengel für Bergübung. Die Indianer* sind gleich da! Ziehen sie die Köpfe ein!«

Oberleutnant Huberti brüllte einen Befehl nach draußen in den Hof. In die dort versammelten Legionäre kam Leben. Sie rannten auf die Mauern der Festung zu – zu spät. Die Tornados mit dem Eisernen Kreuz auf Flanke und Tragflächen waren heran.

Da sie beinahe schallschnell flogen, waren sie erst zu hören, als sie ihr Einsatzgebiet überflogen. Sie hatten erst kurz vor der Bergfestung hochgezogen und warfen nun ihre Streubomben des Typs BL755.

Rein äußerlich glich der einer 450-kg-Eisenbombe, hatte jedoch einen zylinderförmigen Rumpf. Darin befand sich eine Welle mit Auswerfern für die Munition. Stabilisiert wurde der Flug der Bombe von teleskopisch ausfahrenden Hilfsflügeln.

Über dem Zielgebiet wurde die Welle in rasche Drehungen versetzt und schleuderte alle 147 Sprengkörper hinaus. Die Auslösung erfolgte durch einen in der Nase der Bombe angebrachten Höhenmesser, der sich erst nach dem Abwurf einschaltete.

---

* Deutscher Pilotenjargon für feindliche Flugzeuge

Jede dieser Waffen verteilte ihre Munition über eine Fläche von etwa 150 mal 60 Meter.

Mehrere tausend einzelne kleine Bomben explodierten im Hof der Bergfestung. Mehr als 100 indische Legionäre fanden auf der Stelle den Tod.

Heinrich Geyer war außer sich vor Wut. Vor knapp drei Jahren hatte die Bundesregierung den »sofortigen Verzicht« auf Streubomben erklärt. Und hier wurden seine Männer damit abgeschlachtet.

Aus alter Verbundenheit zur Heimat aller Deutschen hatte er versucht, diese Konfrontation auf friedlichem Wege zu verhindern. Und jetzt hatten mehr als 100 gute Männer sterben müssen, weil er der Taktiererei des Stabes in Kabul auf den Leim gegangen war. Doch das war vorbei.

»Bergübung an Schutzengel: keine Zurückhaltung mehr. Das Rudel soll zuschnappen!«

»Verstanden!« kam die prompte Bestätigung aus der Arado.

Mike McBain wußte, was nun folgte: Der Fliegerführer in der Spezialmaschine würde den Einsatz des Heinkel-Geschwaders, das fünf Kilometer tiefer als die Arado kreiste, koordinieren. Die Maschinen trugen jetzt keine Bomben und Raketen gegen Bodenziele mehr, sondern waren mit jeweils elf Tonnen Luftkampfmunition ausgerüstet.

Außerdem würde die Arado ihre vielleicht mächtigste Waffe zum Einsatz bringen: das FuG 44 »Nervtöter 3«, den höchstentwickelten Störsender, den die Welt gesehen hatte – der aber bisher noch nie zur Anwendung gekommen war.

Nach dem Angriff auf die Bergfestung waren die deutschen Tornados sofort wieder auf den minimalen Bodenabstand von 30 Meter hinuntergegangen, so daß ihnen die Berge ausgezeichnete Deckung gegen jeglichen Beschuß boten. Über vorher festgelegte Routen flogen sie in einem weiten Kreis zur Festung zurück, um eine weitere Ladung Bomben abzuwerfen und dann mit den Bordkanonen anzugreifen.

Ihre hohe Geschwindigkeit und das Bodenfolgeradar, das einen Tiefstflug in diesem rauhen Gelände erst möglich machte, waren ihre besten Waffen. Aber dann schlug der »Nervtöter« zu

und brachte das Radarsystem der Tornados zum Zusammenbruch. Ehe die Piloten überhaupt reagieren konnten, rasten zwei Maschinen mit gut 1000 Stundenkilometern in die nächste Bergflanke. Außer zwei großen schwarzen Flecken am Fels blieb nicht viel übrig von ihnen.

Die anderen Tornados mußten hochziehen. Die Waffensystemoffiziere, die hinter den Piloten auf dem zweiten Sitz mitflogen, bemühten sich verzweifelt, den feindlichen Störsender zu neutralisieren. Aber sie hatten sich wohl zu sehr auf ihr Stör- und Täuschsystem TSPJ* verlassen. Das unter der Tragfläche mitgeführte System war von der israelischen Firma Elts entwikkelt worden. Es erfaßte gegnerische Funkmeßstrahlen, analysierte sie anhand einer umfangreichen bordeigenen Datei und sandte dann den entsprechenden Gegenstrahl aus.

Die Elektronik war so energieintensiv, daß sie ein eigenes Wasserkühlsystem brauchte. TSPJ galt vor allem dank seiner Programmierbarkeit als eine der modernsten serienmäßig gefertigten elektronischen Schutzvorrichtungen für Flugzeuge überhaupt. 1998, als die Bundeswehr das System für die Tornados angeschafft hatte, mochte das auch durchaus noch der Fall gewesen sein.

Doch mittlerweile schrieb man das Jahr 2011, und die Entwicklung blieb nicht stehen – vor allem nicht im Reich Thule. Der Störsender »Nervtöter 3« war die Weiterentwicklung eines Gerätes, das die deutsche Luftwaffe schon im zweiten Weltkrieg eingesetzt hatte. Es erzeugte zuerst ein breites Störfeld auf beliebig wählbaren Frequenzen. Der Feind hatte nur die Möglichkeit, gestörte Systeme abzuschalten oder auf eine andere Frequenz wechseln zu lassen.

Hier aber kam die Stärke des »Nervtöters« zur Geltung: Er konnte Frequenzwechsel erkennen und augenblicklich nachvollziehen. Egal, was das TSPJ auch unternahm, die Störung blieb bestehen.

---

* Tornado Self Protection Jammer – Funkstörer für den Tornado-Selbstschutz

Die Waffensystemoffiziere in den Tornados versuchten, den fürchterlichen Störstrahl ihrerseits zu blockieren. Doch dafür war die Sendeleistung der TSPJ zu schwach. Die große Arado mit ihren zehn Triebwerken konnte einfach viel mehr elektrischen Strom erzeugen.

Außerdem war ein »Nervtöter«-Störsender wesentlich robuster konstruiert. Während etliche der TSPJ durchbrannten, als die Hintermänner in den Tornados sich verzweifelt bemühten, deren Sendeleistung zu erhöhen, hätte die Thule-Konstruktion locker die doppelte Energiemenge verkraftet, ohne auch nur warm zu werden.

Die Tornado-Piloten versuchten, den zweiten Angriff nach Sicht zu fliegen. Doch da waren die Heinkels heran – beziehungsweise die von ihnen abgefeuerten Luft-Luft-Raketen vom Typ Max X. Ihre Geräuschsuchköpfe waren auf das typische Wummern der Tornado-Triebwerke programmiert und ließen sich weder durch Düppel noch durch Hitzefackeln täuschen.

Zwei Maschinen der Bundeswehr explodierten mitten in der Luft, drei andere suchten mit brennenden Triebwerken das Weite.

Nur 40 der insgesamt 121 He 1098 (drei der beschädigten Maschinen hatten repariert werden können), die Oberst Denen wieder herangeführt hatte, stürzten sich auf die Tornados. Einige der Piloten versuchten sich im klassischen Kurvenkampf mit der Bordkanone, hatten aber gegen die stärkeren und wendigeren Heinkels keine Chance.

Vier weitere Tornados wurden abgeschossen, bevor die übrigen ihr Heil in der Flucht suchten.

»Wer flieht, wird nicht verfolgt!« ordnete Geyer an. Mike wußte, daß sich der Generalmajor den deutschen Piloten in ihren alten Flugzeugen immer noch verbunden fühlte. Er wußte nämlich auch, daß die Kampfpiloten der Bundesluftwaffe trotz aller »Integrationsbemühungen« noch immer autochthone* Deutsche waren. Die hohen Anforderungen, die eine Karriere

---

* eingeborene

als Düsenjägerpilot stellte, konnten von Einwanderern und ihren Nachkommen offenbar nicht erfüllt werden.

»Die überlebenden Tornados ziehen sich zurück!« meldete Oberst Denen über Funk. »Wir haben keine eigenen Verluste. Und damit das so bleibt, knöpfen wir uns jetzt die Amis vor!«

Die Thule-Truppen verfügten über eine effektive elektronische Vernetzung all ihrer Einheiten. Auf einem großen tragbaren Flachbildschirm, der neben dem Funkgerät aufgebaut und mit ihm verbunden war, konnten taktische Darstellungen eigener und gegnerischer Verbände gezeigt werden.

Als Geyer davon überzeugt war, daß die Tornados flohen und sich keine feindliche Einheit mehr in unmittelbarer Nähe befand, ordnete er an: »McBain, Sie behalten die Lage im Auge und informieren mich, wenn sich etwas Unvorhergesehenes ereignet. Ich muß mich um unsere Evakuierung und die Zerstörung von SZ 59 kümmern.«

»Zu Befehl!« Mike schaltete auf einen größeren Bildausschnitt. Die Daten wurden überwiegend von der FuMO-Arado zur Verfügung gestellt, die Bordrechner der Heinkels lieferten notfalls Ergänzungen.

Mike sah die fliehenden Tornados, die nicht mehr versuchten, sich dicht über dem Boden zu verbergen. Er sah die Symbole zahlreicher Kampfflugzeuge der USA, die in rund 300 Kilometer Entfernung kreisten und offenbar auf ihren Angriffsbefehl warteten. Und er sah die Symbole der 121 He 1098, die nun ausschwärmten und den Amerikanern mit Höchstgeschwindigkeit entgegenjagten.

Im Grunde seines Herzens war Mike froh, daß er diesen Einsatz vom Boden aus verfolgen mußte, denn er wußte, was jetzt kommen würde: Sobald die fast 3000 Stundenkilometer schnellen Heinkels näher als 180 Kilometer an den US-Maschinen dran waren, würden sie ihre Langstreckenraketen vom Typ Wgr 38 »Alswidr« abfeuern. Wenn die Amerikaner nicht sofort flohen, standen ihnen fürchterliche Verluste bevor.

Und so ungern Geyer gegen Truppen der BRD kämpfte, so ungern trat Mike gegen solche der USA an. Er wäre einem solchen Kampf niemals ausgewichen oder hätte gar den Befehl

dazu verweigert – aber er war froh, daß dieser Kelch an ihm vorüberging.

Die Gefechtsfelddarstellung zeigte auch die Symbole zahlreicher Hubschraubereinheiten, die beim ersten Hahnenschrei losgeflogen waren und die Bergfestung ansteuerten. Doch jeder sinnlose Kampf sollte vermieden werden. Man wollte diese Festung nicht halten – man hatte das Einsatzziel erreicht und würde sich zurückziehen können, bevor die Hubschrauberverbände mit feindlicher Infanterie vor Ort waren.

Insofern bestand keine Notwendigkeit, sie anzugreifen – was den Heinkels leicht möglich gewesen wäre –, getreu dem Thule-Motto: Wir kämpfen nicht gegen Menschen, sondern gegen AIn.

*

Als der Stahlzeppelin SZ 54 »Ludwig Beckmann« im trümmerübersäten Hof der Festung landete, ging alles blitzschnell: Die Soldaten Thules und der Legion rannten an Bord. Die Toten ließ man zurück, um möglichst rasch abfliegen zu können, denn die feindlichen Hubschrauber würden in weniger als 30 Minuten vor Ort sein.

Niemand hinderte Mike daran, die Einsatzzentrale des Luftschiffs zu betreten. Als Fliegeroffizier besaß er gewisse Privilegien. Und so konnte er auf den großen Bildschirmen verfolgen, wie die ehemalige Bergfestung nur wenige Minuten nach dem Abheben des Stahlzeppelins von einer Serie von Explosionen erschüttert und zerrissen wurde. Aus den in den Untergrund führenden Treppenhäusern schossen Feuersäulen hervor – die unzähligen Kinderleichen in dem Labor des Grauens wurden von der reinigenden Glut der Flammen vor jeder weiteren Schändung bewahrt.

Auch das äußerlich fast unbeschädigte Wrack von SZ 59, daß außerhalb der Mauern ruhte, wurde von mehreren mächtigen Explosionen in kleinste Stücke gerissen.

Ein Soldat las die Werte ab, die ein zurückgelassenes Meßgerät per Funk übertrug: »Extreme radioaktive Strahlung im Be-

reich rund um die Festung! Der Reaktor des Zepps wurde wie geplant aufgerissen und hat seinen giftigen Inhalt über die ganze Gegend verstreut. Ein Aufenthalt in dem Gebiet endet während der nächsten paar hundert Jahre mit Sicherheit in der Leichenhalle!«

Der Auftrag war erfolgreich ausgeführt worden, und die Verluste von Thule-Truppen und verbündeten Legionären hatten sogar unter den Annahmen des Plans gelegen.

Mike konnte nicht genau sagen, weshalb er trotzdem nicht zufrieden war. Eine innere Stimme sagte ihm, daß ihre Probleme gerade erst angefangen hatten.

Hurra! Victoria!
Fürs Vaterland zu streiten,
Hurra! Victoria!

(Von Thronstahl)

12. Ein deutscher Lohn

Anfang März hatte das OKT zu einer geheimen erweiterten Stabskonferenz im Bismarck-Block von Neu-Berlin eingeladen.

Die Hauptleute Wittmann und McBain, der immer noch leicht humpelte, fuhren gemeinsam mit einem der Elektrotaxis vor, die ihre Energie per Induktion direkt aus der Straße bezogen und so dafür sorgten, daß die Luft im Reich Thule nicht nur angenehm warm, sondern auch sauber und klar blieb.

Sogar das herrliche Klima hier in der Hohlwelt war für die Vertreter der Weltpresse Anlaß zu negativer Berichterstattung über Thule gewesen: »Nazi-Nachfahren leben im Paradies – und wollen es nicht teilen!« waren noch die freundlicheren Überschriften von Artikeln gewesen, die darauf drängten, alle Menschen müßten teilhaben können an den Segnungen eines Lebens in Ordnung, Sauberkeit und Wohlstand, wie Thule es bot.

Die Autoren, allesamt selbst Arier, konnten oder wollten nicht begreifen, daß es im Interesse der gesamten Menschheit war, diesen Ort unter der Erde nur für das Volk zu reservieren, das vom Schicksal dazu auserwählt worden war, die Welt vor den AIn zu retten. Jeder Nichtarier war potentieller Träger eines Hirnimplantats der Außerirdischen und somit ein möglicher Feind.

Käme nur einer von ihnen in diese Hohlwelt, würde das den Anfang vom Ende des Freiheitskampfes der Menschen bedeuten.

Die meisten dieser »aufgeklärten« Journalisten, die den unbegreiflichen Drang zu verspüren schienen, sich dafür zu entschuldigen oder gar zu schämen, einer Gruppe mit ganz besonderen, ja, einzigartigen und für den Kampf gegen die AIn unerläßlichen Fähigkeiten anzugehören, waren mittlerweile wieder dank mehr oder weniger Druck des OKT ausgereist.

Magnus und Mike vermißten diese Schreiberlinge nicht. Wäre es nach den beiden gegangen, hätte man zusammen mit den internationalen Journalisten gleich auch noch Uschi Braun außer Landes geschafft.

Aber das war nach den Gesetzen Thules gegen ihren Willen nicht möglich, und Marschall Bittrich war der festen Überzeugung, daß ihnen »die Frau Braun da draußen weit mehr Schaden zufügen könnte als hier, wo wir sie unter Kontrolle haben!«

Und so sehr die Journalistin auch immer wieder über die ihrer Meinung nach »schrecklichen Zustände« im Reich Thule klagte, war sie doch klug genug, diese Zustände nicht gegen die objektiv schrecklicheren in der »freien Welt« draußen einzutauschen.

*

Im großen Saal, in dem vor knapp drei Monaten die Weihnachtsfeier stattgefunden hatte, war der gesamte Generalstab mit »Bärwolf« Bittrich an der Spitze versammelt. Magnus und Mike waren die Offiziere mit dem niedrigsten Dienstrang im Saal.

In einer Ecke standen zahlreiche Wissenschaftler in Zivil beisammen. Magnus erkannte Professor Kurt Schulz und winkte ihm zu. Neben ihm standen die Doktoren Jansen, Lepke und Christensen sowie einige andere Männer, die er nicht kannte.

Eine Ordonnanz wies den beiden Hauptleuten Plätze in der ersten Reihe zu, was vor allem Magnus gar nicht recht war. Er hielt sich lieber möglichst im Hintergrund.

Thulemarschall Bernhard »Bärwolf« Bittrich trat an das Rednerpult. Augenblicklich wurde es still im Saal. Für diesen Mann wäre jeder der hier Anwesenden durch das Feuer und selbst in den Tod gegangen.

»Meine Herren, ich begrüße Sie zu unserer heutigen Konferenz. Ich weise darauf hin, daß alles, was wir heute hier besprechen, vorerst der höchsten Geheimhaltungsstufe unterliegt. Ob und in welchem Umfang wir die Öffentlichkeit Thules oder gar der Welt in die Erkenntnisse, die Ihnen gleich zuteil werden, einweihen, muß noch eingehend besprochen werden.

Aber genug der Vorrede, ich erteile Herrn Professor Schulz das Wort.«

Der Marschall nickte dem Gelehrten aufmunternd zu und trat vom Rednerpult zurück.

Kurt Schulz stieg die drei Stufen zu der flachen Bühne empor und trat ans Pult. Unter dem linken Arm trug er eine Aktentasche, deren Inhalt – zahlreiche Papiere – er stumm vor sich ausbreitete. Dann nahm er umständlich eine Lesebrille aus ihrem Etui, putzte sie und setzte sie auf.

Die Offiziere im Saal beobachteten ihn in atemloser Stille, gespannt wie kleine Knaben am Weihnachtsabend unmittelbar vor der Bescherung.

Unvermittelt begann Schulz zu sprechen: »Wie Sie wissen, haben wir in Mitteldeutschland bei einem Kommandounternehmen einen von unseren Vorfahren erbauten Schwarzlochgenerator sowie ein von ihm mit Energie versorgtes Wurmloch entdeckt.

Meine Mitarbeiter haben die Daten inzwischen überprüft, und es sieht ganz danach aus, als könnten wir in näherer Zeit damit rechnen, über eine Wurmlochverbindung ins Aldebaran-System zu verfügen.«

Obwohl die meisten Offiziere im Saal Wittmanns Bericht gelesen hatten, war ihnen die Tragweite der Entdeckungen im Sonderbauvorhaben III offenbar nicht klargewesen, denn ein lautes Raunen ging durch die Reihen der Uniformierten. Das Wort »AIn« drang mehrmals bis zum Professor herauf, doch der hob beschwichtigend die Arme.

»Nein, wir gehen nicht davon aus, im Aldebaran-System auf die AIn zu stoßen, mit denen wir es bisher zu tun hatten. Ich meine damit, daß wir zwar vermuten – ja, *hoffen!* –, auch dort außerirdische Intelligenzen zu treffen. Aber wir gehen davon

aus, daß es sich um eine ganz andere Spezies als jene Chelipoda* handelt, mit denen wir es bisher zu tun hatten.

Wir hoffen sogar, daß wir bei den Aldebaranern Hilfe gegen die AIn finden. Sollte sich das als Fehleinschätzung herausstellen, wurden ausreichende Maßnahmen getroffen, um die Verbindung nach Aldebaran dauerhaft zu unterbrechen. Darüberhinaus haben wir mittlerweile eine kampfkräftige Einheit im S III stationiert, die nicht nur unsere Wissenschaftler bei der Erforschung der dort verborgenen Errungenschaften unserer Vorfahren unterstützt, sondern die vor allem verhindern soll, daß die Anlage dem Feind in die Hände fällt. Notfalls könnten wir innerhalb von 24 Stunden eine massive Angriffsoperation zum Schutz von ›Projekt Endsieg‹ auf die Beine stellen.«

Schulz machte eine Kunstpause und schaute in den Saal, um sicherzustellen, daß er die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Anwesenden genoß.

»Aber das sind letzten Endes militärische Fragen, zu deren Lösung die meisten von Ihnen wesentlich befähigter sind als ich.« Einige Offiziere im Saal nickten mit mehr oder weniger breitem Grinsen. »So sensationell unsere Entdeckungen im Jonastal auch waren, so schrecklich sind die bei der ›Operation Bergübung‹ im Hindukusch gewonnenen Erkenntnisse. Wir wissen jetzt, weshalb hohe Politiker des Westens gemeinsame Sache mit den AIn machen, obwohl sie nicht durch ein Implantat dazu gezwungen wurden. Wir kennen den Grund für ihren freiwillig begangenen Verrat an der Menschheit.«

Professor Schulz machte eine Kunstpause, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen. Im Saal hätte man die sprichwörtliche Stecknadel fallen hören können.

»Die hohen Herrschaften haben einen Pakt mit den AIn geschlossen.«

Lautes Gemurmel, mehrmals hörte Schulz die Worte: »Aber wieso? Wozu? Warum?«

---

* Kunstwort, eine Zusammensetzung aus Chelicerata (fühlerlose Gliederfüßer) und Gastropoda (Schnecken)

»Nach Auswertung der in der zerstörten Festung geborgenen Unterlagen wissen wir, daß dort fast eine Million menschliche Embryos genutzt wurden – nicht zu Forschungszwecken, sondern zur Gewinnung eines ganz bestimmten Stoffes. Mittels außerirdischer Technologie, die zu entschlüsseln uns leider nicht vollständig gelungen ist, wurden aus den getöteten Kindern winzigste Mengen eines Pseudohormons gewonnen. Wir nennen es das *Jungbrunnenserum*.

Mit diesem Mittel behandelte Menschen sind ein für allemal frei von sämtlichen Degenerationserkrankungen – selbst von Krebs. Sie altern zwar wie alle anderen auch, aber ohne die mit dem Alter meist verbundenen Begleiterscheinungen – kaputter Rücken, Arthrose, nachlassende Sehkraft, Arteriosklerose oder was auch immer – und eben auch Krebs. Ein mit dem Pseudohormon behandelter Mensch ist im Alter noch so gesund wie ein junger und hat beste Aussichten, eine natürliche Lebensspanne von etwa 140 Jahren zu erreichen und dann schmerzlos an plötzlichem Organversagen zu sterben. Allerdings braucht man etwa 10 000 Föten, um einen einzigen Menschen zu behandeln.

Ich glaube, wir wissen jetzt, weshalb seit den 60erjahren die Zahl der Abtreibungen im Westen derart dramatisch zugenommen hat…«

»Unglaublich! Unerhört! Unfaßbar!« schallten die Rufe durch den Saal. Thulemarschall Bittrich stand auf und gebot mit einer Geste Ruhe. Dann fragte er: »Haben Sie Beweise für Ihre ungeheuerliche Behauptung, Professor?«

Schulz nickte. »Neben den Unterlagen fanden wir auch zwei fertige Einheiten des Serums. Eine haben wir im Labor allen nur denkbaren Analysen unterzogen, um die Daten aus den Unterlagen zu verifizieren. Die zweite Einheit wollten wir an einem ebenso geeigneten wie würdigen Kandidaten erproben.« Schulz nickte einem seiner Assistenten zu, der den Saal verließ.

»Es gibt einen Mann in unseren Reihen, der sich für unseren Kampf so verdient gemacht hat wie kein zweiter im Reich Thule. 66 Jahre lang hat er sein Leben geopfert, um *Projekt Endsieg* zu schützen… Stabsfeldwebel Heinrich!«

Der Assistent kehrte mit dem alten Soldaten, der stolz und

aufrecht wie immer ging, in den Saal zurück. Die schwarze Uniform der Thule-Truppen stand ihm ausgezeichnet. Doch sein volles weißes Haar wurde jetzt von blonden Strähnen durchzogen.

»Wir haben den Feldwebel nach seiner Ankunft im Reich natürlich gründlich untersucht – und mußten eine schreckliche Diagnose machen: Nachdem er mangels Zigaretten jahrelang nicht mehr hatte rauchen können, hatte er nach seiner Begegnung mit Hauptmann Wittmanns Truppe alles nachholen wollen und gequalmt wie ein Schlot. Wir vermuten, daß dadurch ein verkapselter Krebsherd in seiner Lunge aufgebrochen ist und in wenigen Tagen extrem gestreut hat. Als wir ihn untersuchten, hatte er nur noch wenige Wochen zu leben – nach 66 Jahren im Bunker.

Das war nicht nur in allerhöchstem Maße ungerecht – das Ausmaß seiner Krankheit machte ihn darüberhinaus zum idealen Versuchskaninchen. Selbst mit den modernsten Mitteln unserer Medizin war ihm nicht mehr zu helfen. Also gaben wir ihm das Jungbrunnenserum.

Das Ergebnis war überwältigend: Innerhalb einer Woche war Heinrich vollkommen krebsfrei. Die Falten in seiner Haut wurden deutlich weniger tief, und auch sein sonstiges Befinden erfuhr eine unglaubliche Verbesserung. Er hat die Konstitution eines gesunden Mannes von weniger als 50 Jahren. Aber sagen Sie doch selbst ein paar Worte, wie Sie sich fühlen!« Der Professor winkte den so jung wirkenden Alten zu sich ans Mikrofon.

Zuerst schien Heinrich angesichts des versammelten Generalstabs vor ihm ein wenig unsicher, aber dann stahl sich ein fast jungenhaftes Grinsen auf sein Gesicht, und er erklärte: »So gut wie heute habe ich mich zuletzt mit Anfang 20 gefühlt. Und daß das nicht übertrieben ist, haben mir inzwischen mehrere in der Truppenbetreuung tätige Fräuleins unabhängig voneinander bestätigt.«

Donnerndes Lachen tobte durch den Raum, so daß Heinrichs folgende Worte fast untergegangen wären. Aber nur fast. »Ich freue mich natürlich, daß es mir so blendend geht, und daß ich

noch mehr als 50 Jahre zu leben habe, wenn sich der Herr Professor nicht irrt«, sagte er mit ernster, fast trauriger Miene. »Aber daß zehntausend kleine Kinder schon im Mutterleib ermordet wurden, nur damit es mir wieder gutgeht – das ist eine Schuld, mit der ich für den Rest meines jetzt so lang gewordenen Lebens klarkommen muß. Ich weiß, ich weiß, was Sie jetzt sagen wollen,« erklärte er, als sich Widerspruch im Saal erhob, »ich habe die Kinder nicht getötet, und es geschah auch nicht in meinem Namen oder um mir zu helfen. Trotzdem kreisen jetzt zehntausend tote Seelen in meinen Adern. Ich muß es hinnehmen, weil es mein Schicksal war. Aber ich begreife nicht, wie man so etwas anstreben kann.«

*

Nach der Konferenz bat Bittrich persönlich die Hauptleute Wittmann und McBain in sein Büro.

»Schließen Sie die Tür hinter sich«, forderte er. »Ich muß unter sechs Augen mit Ihnen reden.«

Obwohl es noch nicht Mittag war, trat der »Bärwolf« an den Barschrank in seinem Büro, nahm drei Gläser und eine schlanke grüne Flasche heraus und stellte sie auf den Tisch. »Ich wußte schon in Ansätzen, worum es heute gehen würde,« erklärte er, »doch was der Professor uns vorhin aufgetischt hat, dreht mir den Magen um. Ich brauche jetzt einen kräftigen Schluck. Sie auch, nehme ich an.« Magnus und Mike nickten stumm.

Bittrich öffnete die Flasche und goß hellen, nur leicht gelblich angehauchten Whisky in alle drei Gläser. »Das ist ein Tropfen, der schon lange nicht mehr gebrannt wird. Glen Esk, unreduziert. 13 Jahre lang im Faß gelagert und dann immer noch 66,5 Prozent stark. Den meisten war das wohl zu kräftig, weshalb die Distille schon 1985 geschlossen wurde. Danach zog dann prompt die Nachfrage deutlich an, wodurch die Preise für diesen Stoff explodierten. Trinken Sie ihn also mit Verstand – und vorsichtig!«

Als Magnus den ersten Schluck gekostet hatte, begriff er Bittrichs Warnung – und er begriff auch, warum der Marschall

diesmal keine Zigarren anbot. Sie hätten nicht nur nicht besonders gut zu diesem Whisky gepaßt – vor allem aber war keiner der drei Männer im Raum in der Stimmung, etwas zu genießen.

Der Whisky fungierte diesmal wirklich nur als Medizin.

Endlich kam Bittrich zur Sache: »Ich habe absolut jede Hemmung verloren, gegen AIn-Lakaien vorzugehen, vor allem gegen diejenigen, die keine Implantate tragen. Man muß sich das nur einmal auf der Zunge zergehen lassen: Diese Menschen arbeiten nur um ihres persönlichen Vorteils willen mit den außerirdischen Schleimern zusammen und töten sogar den eigenen Nachwuchs. Wie abgebrüht muß man eigentlich sein, um sich so zu verhalten? Ich habe nach Rücksprache mit dem OKT alle Informationen über das Jungbrunnenserum und seine Gewinnung an die internationale Presse weitergereicht, doch ich befürchte, daß niemand darüber berichten wird.«

»Wieso nicht?« fragte Magnus. »Das ist doch eine unglaubliche Geschichte!«

»Eben.« Bittrich nahm einen weiteren großen Schluck. »Die Geschichte ist *zu* unglaublich, um sie ohne großartige redaktionelle Begleitung an den Mann bringen zu können. Und daß das nicht geschieht, dafür werden schon die Eigentümer der Medienkonzerne sorgen. Das sind weltweit keine hundert Männer – und ich vermute, daß die alle entweder selbst scharf auf das Serum sind oder es schon bekommen haben. Deshalb sollten wir nicht allzuviel Hoffnung in die Medien setzen. Wir müssen andere Saiten aufziehen.«

Er schwieg einen Augenblick, und Mike sagte zögernd: »Dann bleibt uns ja eigentlich nur noch ein Krieg übrig. Aber dazu reichen unsere Kapazitäten nicht.«

»So ist es.« Bittrich nickte bedächtig. »Außerdem wissen Sie, was ich von einem Krieg gegen Menschen halte, wo es doch die AIn sind, denen wir die schleimigen Hintern versohlen sollten. Aber es könnte sich eine fast unglaubliche Gelegenheit ergeben, den Fremden und ihren verräterischen Verbündeten einen heftigen Schlag zu versetzen.

Über Mittelsmänner hat sich eine Gruppe namens ›Organisation Amerikanischer Patrioten‹ oder kurz OAP an uns gewandt

und um Unterstützung gebeten. Sie sind doch noch nicht so lange weg aus den USA, McBain. Haben Sie schon einmal etwas von der OAP gehört?«

Mike schüttelte stumm den Kopf. Er hatte gerade einen etwas zu großen Schluck von dem extrem starken Glen Esk genommen und konnte daher nicht sprechen.

»Nun ja, das wundert mich auch nicht, schließlich sind Sie ein geradezu prototypischer Nordstaatler.«

Mike hatte seine Stimme endlich wiedergefunden. »Also ist die OAP eine Rebellengruppierung? Rednecks? Südstaatler?«

»Ja.« Bittrich nickte bedächtig. »Die Politkaste in Washington würde wohl niemals vermuten, wie viele Menschen im Süden den Verfassungsbruch von 1861 nicht vergessen haben.«

Mike wollte etwas sagen, verkniff sich die Bemerkung aber wohlweislich.

Der Marschall erklärte: »Die OAP plant nach ihren eigenen Worten eine neue Erhebung des Südens gegen die Zentralregierung und hat bei uns angefragt, ob sie mit unserer Unterstützung rechnen kann – vor allem was Waffen- und Treibstofflieferungen angeht. Auch möchte sie unseren Schutz vor dem Einsatz von Atomwaffen. Unsere kleine Demonstration beim Ausbruch des amerikanisch-chinesischen Krieges hat sie wohl stark beeindruckt.«

»Mir scheint, die Leute haben den ersten amerikanischen Bürgerkrieg analysiert und aus den damals gemachten Fehlern ihre Lehren gezogen«, brummte Magnus. »Wie haben Sie auf die Anfrage reagiert, Marschall?«

»Ausweichend. Ich weiß noch viel zu wenig über die Organisation und ihre Möglichkeiten. Es könnte sich auch nur um ein paar Spinner halten, die sich einen großspurigen Namen gegeben haben. Ich brauche zuerst mehr Informationen.«

»Die wir Ihnen beschaffen sollen«, folgerte Magnus glasklar.

»So ist es. Bittrich nickte bedächtig. »Sie und Hauptmann McBain haben sich schon beim Einsatz in New York* hervorra-

---

* Siehe Stahlfront Band 2, »Versenkt die ›Hindenburg‹!«

gend bewährt, Wittmann. Wenn Sie einverstanden, sind, möchte ich Sie beide als Kundschafter nach Georgia schicken.«

»Selbstverständlich sind wir einverstanden, Marschall. Wann geht es los?«

»Heute abend.«

Das Gottmenschentum – Wider die Masse!
Das Gottmenschentum – Wider die Masse!
Das Gottmenschentum – Wider die Masse!
Wider die Masse!
Wider die Masse!

(Von Thronstahl)

13. Ein deutscher Freund

Die Nacht senkte sich auf Savannah herab. Die alte Stadt in Georgia, die schon 1733 vom englischen General Oglethorpe gegründet worden war und sich im Bürgerkrieg bis zum Dezember 1864 behauptet hatte, lag friedlich im Dunst der subtropischen Hitze, die hier auch so früh im Jahr schon für Tagestemperaturen von mehr als 20 Grad sorgte.

Da war ein Flirren, ein hohles Brausen, und dann senkte sich eine Flugscheibe nördlich der hohen Autobrücke über den Savannah-Fluß, auf dem die Bundesstraße 17 das Gewässer ebenso überquerte wie die Grenze nach Süd-Carolina, in das wildwuchernde Buschland jenseits der Hafen- und Industrieanlagen am Flußufer.

Der ungewöhnliche Körper war eine Reichsflugscheibe vom Typ Haunebu 7, und zwar die I 24 unter dem Kommando von Oberst von Klenk. In einem schon zur Routine gewordenen Manöver senkte sich das kreisrunde, 42 Meter durchmessende und 16 Meter hohe Objekt herab. Eine Rampe wurde ausgefahren, und zwei Männer in Zivil stürmten heraus. Kaum hatten sie den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt, hob die Flugscheibe auch schon wieder ab und verschwand mit ungeheuren Beschleunigungswerten im abendlichen Dunst, sobald die Rampe wieder in der Hülle verschwunden war.

Die beiden Männer sahen ihr nicht nach. Flugscheiben waren für sie längst etwas Alltägliches.

Magnus Wittmann und Mike McBain trugen einmal mehr Folienmasken im Gesicht und sahen auch wegen ihrer Kleidung für den unvoreingenommenen Betrachter wie zwei typische »Rednecks« aus – Rothälse, wie die Nordstaatler die Bewohner des Südens gern abfällig nannten.

Um nicht aufzufallen, unterhielten sich die beiden auf Englisch, das Magnus noch besser beherrschte als Mike das Deutsche. Sie kämpften sich durch das verfilzte Gebüsch bis zur Landstraße, auf der um diese Zeit so gut wie kein Verkehr herrschte.

Ein wenig unschlüssig sahen sie sich um, denn sie hatten eigentlich damit gerechnet, von einem amerikanischen Thule-Agenten abgeholt zu werden. Doch weit und breit war niemand in Sicht. Sie warteten noch ein paar Minuten, dann machten Sie sich zu Fuß auf den Weg nach Savannah.

*

Nach mehr als einer Stunde hatten sie die Stadt erreicht. Sie hatten sich am Flußufer gehalten und kamen so zwangsläufig auf den Factors Walk. An der Ecke Drayton bogen sie in die Altstadt ab, bis sie die Gaston Street erreicht hatten. Hier, unmittelbar am aus zahlreichen Filmen bekannten Forsyth Park, lagen einige schmucke Frühstückspensionen.

Die alten, aber gepflegten Häuser an der Gaston Street waren durchweg aus Stein gebaut – keine Selbstverständlichkeit in Savannah. Da sich ihr Kontaktmann nicht hatte blicken lassen, mußten sie sich auf eigene Faust eine Unterkunft suchen.

Ein Haus fiel ihnen ins Auge. Das Grundstück war umgeben mit einem hohen schmiedeeisernen Gitter, zum überdachten Eingang im Hochparterre führte eine breite steinerne Treppe hinauf, und an der Gaslaterne auf dem großzügig angelegten Gehweg vor dem Haus hing ein gelbes Schild, auf dem mit schwarzer Farbe eine Ananas dargestellt war. Darunter stand in verschnörkelter Schrift:

The Gastonian
Savannah's Historic Inn of Hospitality
220 East Gaston Street

»Das nehmen wir!« entschied Mike spontan, und Magnus nickte zustimmend. Der Amerikaner stieg die Treppe empor und klopfte. Eine weiße Frau mittleren Alters öffnete.

»Haben Sie ein Zimmer für uns?« fragte Mike.

»Eines?« antwortete die Frau. »Wir haben März. Sie können jedes Zimmer haben.«

»Uns reicht ein möglichst großes Doppelzimmer«, sagte Magnus.

»Ich verstehe«, entgegnete sie mit anzüglichem Grinsen, obwohl sie nichts verstand. »Sie bekommen unsere Gouvernor's Suite, die hat sogar eine Whirlpool-Wanne.« Daß die beiden nur ausreichend Platz wollten, um ein paar improvisierte Stolperfallen aufzustellen und sich im Notfall gegenseitig Deckung geben zu können mit den großkalibrigen Pistolen, die sie unter ihren karierten Jacken verborgen trugen, wäre der Frau nicht im Traum eingefallen.

Wie das gesamte Haus war das Zimmer altmodisch, aber ebenso bequem wie komfortabel eingerichtet.

Kaum hatten sie die Zimmertür hinter sich verschlossen, holte Wittmann sein Satellitentelefon heraus, das auf den ersten Blick wie ein ganz gewöhnliches Mobiltelefon aussah. Er mußte ans geöffnete Fenster treten, um eine Verbindung zu bekommen, aber die Straße war menschenleer, so daß er es riskierte, das OKT über die abhörsichere Leitung anzurufen.

Trotzdem sprach er leise, als die Verbindung zustandekam.

*

Wittmann und McBain hatten schon an Bord der Flugscheibe gegessen, so daß sie ihre Unterkunft an diesem Abend nicht mehr verlassen mußten.

»Was hast du erfahren?« wollte Mike wissen, als Magnus das Gespräch beendet und das Satellitentelefon wieder weggesteckt hatte. »Wo ist unser Kontaktmann geblieben?«

»Der CIA hat ihn hochgenommen«, erklärte Wittmann betrübt. »Offenbar hat er Wind von den Aktionen der OAP bekommen – und vermutlich auch von deren Versuch der Kontaktaufnahme mit dem Reich Thule.«

»Das ist mehr als ungewöhnlich«, sagte Mike nachdenklich. »Der CIA ist für Auslandseinsätze zuständig. Eine Organisation wie die OAP liegt hingegen eindeutig im Zuständigkeitsbereich des FBI.* Bist du sicher, daß sich unsere Aufklärung nicht irrt?«

»Die Frage habe ich ihnen auch gestellt, und sie *sind* sich sicher«, brummte Magnus. »Es ist gut möglich, daß die Dienste einander nicht mehr trauen… vielleicht vermutet der CIA eine teilweise Unterwanderung des FBI durch die OAP. Wenn das so wäre, hätte die Organisation unsere Beachtung allerdings mehr als verdient. Doch das ist reine Spekulation.«

»Eben. Wir müssen auf jeden Fall sehr vorsichtig sein. Das bedeutet, wir lassen unsere Kreditkarten stecken und zahlen alles bar.«

»Du weißt, was das bedeutet, Mike!«

»Ja.« Der Amerikaner nickte. »Ohne Kreditkarte können wir kein Auto mieten. Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen, um nach Atlanta zu kommen. Ich habe auch schon eine Idee. Deshalb sollten wir jetzt zu Bett gehen, Magnus. Morgen liegt ein langer, harter Tag vor uns.«

Wenig später lagen die beiden Männer in dem breiten Doppelbett, jeder auf seiner Seite. Und sie schliefen den Schlaf der Gerechten.

*

Nach dem Frühstück bezahlten sie ihr Zimmer in bar und ließen sich ein Taxi kommen. Mit dem fuhren sie zum nächsten Parkplatz an der Interstate** I 16 vor den Toren von Savannah.

---

* Federal Bureau of Investigation, amerikanische Bundeskriminalpolizei

** Autobahn

Hier standen Hunderte der großen amerikanischen Sattelzüge, die das Rückgrat des Transportwesens in den USA bildeten. Sie schlenderten scheinbar ziellos umher und sprachen mehrere Fahrer an. Einige von ihnen hatten Atlanta zum Ziel, aber erst ein älterer Mann mit grauem Schnauzbart, der sich als Bill vorstellte, bot ihnen an, sie mitzunehmen.

Bill trug eine Kappe mit der Nummer 20 und einigen angehefteten Plaketten daran: Er war bekennender Fan der vor allem in den Südstaaten ungeheuer populären Rennsportserie NASCAR* und insbesondere des Fahrers Tony Stewart (dessen Wagen die 20 zierte).

Er fragte nicht nach Wieso und Warum, sondern lud die beiden Männer ein, im geräumigen Führerhaus Platz zu nehmen. »Bis Atlanta sind es gut vier Stunden«, knödelte er in seinem melodiösen Südstaaten-Akzent. »Da kann es nicht schaden, ein bißchen Gesellschaft zu haben.«

Noch während Magnus und Mike sich anschnallten, drückte Bill auf den Starterknopf der blitzblank polierten Peterbilt-Zugmaschine, und der mächtige Detroit Diesel unter der schier endlos langen Motorhaube erwachte zu donnerndem Leben.

»Reisen ist teuer geworden in diesen Tagen«, brummte Bill, der die beiden Männer an seiner Seite für mittellose Tramps hielt. Ihre Anreise mit dem Taxi hatte er nicht gesehen. »Die Regierung hat doch längst vergessen, wer dieses Land großgemacht hat«, knurrte er, während er auf die Interstate einscherte und sich zielsicher durch das Getriebe bis in den größten Gang vorarbeitete. Nichts krachte, das Fahrzeug war erstklassig gewartet, und Bill war ein guter Fahrer. »Die Eierköpfe in Washington interessieren sich nur noch dafür, wie sie ihre reichen Freunde mit den tiefen Taschen noch reicher machen können. Denen ist gar nicht bewußt, daß sie Amerika in die Pleite treiben, wenn sie den kleinen Mann in die Pleite treiben. All das Geld der Bankiers und Finanzhaie ist das Papier nicht wert, auf das es gedruckt ist, wenn wir keine Arbeit mehr haben.«

---

* National Association of Stock Car Automobile Racing

»So schlimm?« fragte Magnus, der sich als »Mack« vorgestellt hatte, um erst gar keine Fragen zu provozieren.

»Schlimmer«, knurrte Bill. »Die Politiker haben jeden Kontakt mit der Realität verloren. Die handeln so irreal, daß man wirklich glauben könnte, daß aber auch wirklich jedes Wort, was da drinsteht, die Wahrheit ist!« Er deutete auf eine Zeitung, die auf dem Armaturenbrett lag. Es war der »National Enquirer«.

Auf der Titelseite prangte eine Reportage über die Abtreibungen zur Gewinnung des Jungbrunnenserums unter der Überschrift: »Kindermorde für Lebenshormon«. Der reißerisch aufgemachte Artikel war illustriert mit Fotos, die die Forscher des Schulz-Instituts in der Kaverne unter der afghanischen Festung gemacht hatten. Sie zeigten die endlosen Reihen der Glasbehälter mit den ungeborenen toten Kindern jeder Entwicklungsstufe.

Offenbar war der »National Enquirer« die einzige landesweit erscheinende Zeitung in den USA, die über den Abtreibungsskandal berichtete, obwohl das Presseamt des OKT die Unterlagen und Fotos an alle Redaktionen weltweit verschickt hatte.

Passend zur Natur des »National Enquirer« zeigte das größte Foto auf der Seite die zerschossene Leiche eines AIn, dessen Druckanzug man geöffnet hatte.

»Glaubt mir, der ›Enquirer‹ könnte die wichtigste Zeitung Amerikas sein«, versicherte Bill mit einem tiefen Seufzer, »wenn er nicht immer wieder diesen Unfug über UFOs und Aliens bringen würde. Seit sie solche Fotos im Computer machen können, sehen sie zwar wirklich echt aus, aber nur Narren fallen auf so einen Quatsch herein!«

Mike wollte etwas sagen, besann sich dann aber eines Besseren und blickte statt dessen Magnus an. Doch der nickte nur stumm.

Thule machte aus seiner Existenz kein Geheimnis mehr, so daß sie Bill nichts verraten konnten, was er nach dem erklärten Willen des OKT nicht ohnehin hätte erfahren sollen. Und falls der Mann unwahrscheinlicherweise CIA- oder FBI-Agent sein sollte, hätte er gegen die beiden Thule-Soldaten allein keine Chance.

Also holte Mike tief Luft und erklärte: »Das ist kein Unfug, Bill. Ich war bei dem Einsatz dabei, bei dem diese Fotos geschossen wurden. Ich wurde von einer Flugscheibe der AIn abgeschossen und bin nur mit viel Glück davongekommen!« Bill machte große Augen, doch Mike fuhr ungerührt fort: »Vor knapp einem Jahr habe ich höchstpersönlich so ein ›UFO‹ vom Himmel geholt. Ich habe mit diesen meinen eigenen Händen den einzigen überlebenden außerirdischen Schleimer aus dem Wrack geholt, ihn aus dem Anzug geschält und ihm beim Sterben zugesehen.

Es gibt die AIn, und mit ihren biologischen Hirnimplantaten haben sie eine unbekannte, aber auf jeden Fall sehr große Anzahl von Menschen zu willenlosen Lakaien gemacht. Nur Arier wie wir sind immun gegen diese Art der Beeinflussung, weil das Gewebe der Implantate allergisch reagiert, sobald es mit unserem in Berührung kommt, und abstirbt.«

»Arier?« Bill machte ein skeptisches Gesicht.

»Menschen indogermanischer Herkunft. Meist blonde und blauäugige Nordwesteuropäer, aber beispielsweise auch Perser aus den alteingesessenen Familien. Eben Menschen wie du, Mack und ich.«

»Aber das trifft auch noch immer auf die meisten Politiker in Washington zu!«

»Das ist ja das Perfide!« Mike nickte grimmig. »Es sieht so aus, als hätten sich die meisten von denen freiwillig an die AIn verkauft – für ein Leben von mehr als 140 Jahren bei allerbester Gesundheit. Glaub mir, Bill, jedes einzelne Wort von dem, was der ›National Enquirer‹ über die Sache schreibt, ist die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit.«

Bill fuhr einen leichten Schlenker, so sehr überraschten ihn Mikes Worte. Zum Glück war die Interstate breit und der Verkehr um diese Zeit dünn. Routiniert stabilisierte Bill den Sattelzug wieder. Etwa fünf Minuten schwieg er vor sich hin, und seine beiden Passagiere sagten kein Wort, denn sie sahen, wie sehr es in ihm arbeitete.

Endlich räusperte sich der Fahrer und sagte: »Das erklärt so manches – beispielsweise, warum wir scheinbar nicht in der

Lage zu sein scheinen, unsere Grenzen dicht zu halten. Wußtet ihr, daß wir Weißen – also wir Arier – nach den aktuellen Vorhersagen schon in 24 Jahren in diesem unserem eigenen Land in der Minderheit sein werden? Dann haben die Neger, die Mexen und die Schlitzaugen die Mehrheit! 400 Millionen sollen dann in den USA leben? Wozu? Ich meine, wer hat davon einen Vorteil – außer den Leuten, die Weiße wie uns fürchten müssen?

Wer zwingt uns, all das fremde Volk in unser Land zu lassen? Ich meine, wir schicken unsere Truppen in aller Herren Länder, nur unsere eigenen Grenzen sind unbewacht und löcherig wie ein Käse aus Vermont! Ich habe mich immer gewundert, *wieso* die Regierung Krieg gegen das eigene Volk führt – dank euch kenne ich jetzt den Grund.«

»Krieg gegen das eigene Volk? Ist das nicht ein bißchen übertrieben?« fragte Magnus vorsichtig.

»Ganz und gar nicht!« giftete Bill. »Wenn ihr aus diesem geheimen Reich Thule stammt, habt ihr vermutlich nicht mitbekommen, daß bei uns im letzten Sommer die neue Stufe der ›Antidiskriminierungsgesetze‹ in Kraft getreten ist. Hölle, nach dem neuen Gesetz müssen alle Firmen und selbst Privatpersonen bei jedem Geschäft darauf achten, alle Rassen nach ihrem jeweiligen Bevölkerungsanteil zu berücksichtigen. Die Schweine haben mir verboten, am Feierabend mein Bier bei meinem Kumpel Eddie zu trinken!«

»Häh?!?« Magnus und Mike starrten Bill an, als stamme er von einem anderen Stern.

»Hölle, man merkt wirklich, daß ihr nicht von hier seid«, knurrte der Fahrer. »Wenn ich bei einem weißen Wirt etwas essen oder ein Bier trinken will, darf ich das nur ungestraft, wenn ich mit Quittungen belegen kann, daß ich auch beim Mexikaner, beim Chinesen und in der Negerkneipe ebensoviel Geld ausgegeben habe. Das hat natürlich dazu geführt, daß mein Kumpel Eddie seinen Laden schließen mußte, als die ersten Gäste überprüft wurden, hohe Strafen zahlen mußten und prompt nicht mehr kamen.

Seltsamerweise werden die Gäste der Mexen, der Schlitzaugen und der Neger nicht überprüft. Für uns Trucker bleiben

jetzt nur noch die großen Burger-Ketten übrig. Die stellen ihr Personal nach exakten Rassenquoten ein und dürfen so jederzeit von allen ohne Nachweise besucht werden.«

»Unfaßbar…«, murmelte Mike.

»Wenn es doch nur das wäre!« Bill redete sich in Rage. »Fast alle kleinen Geschäfte sind zu, weil du nicht zweimal hintereinander dein Brot bei einem Weißen kaufen oder dein Auto bei einem Weißen warten lassen darfst. Aber würdet ihr einen Neger an euren Wagen lassen? Ich jedenfalls nicht! Momentan entstehen immer mehr Werkstätten in Scheunen und Hinterhöfen, von denen der Staat nichts erfahren darf. Ich könnte natürlich zu einem der großen Kettenläden fahren, die wie die Restaurants rassisch korrekt einstellen, aber ganz davon abgesehen, daß ich noch selbst darüber entscheiden möchte, wen ich an meinem Truck schrauben lasse, könnte ich mir die Werkstattpreise der Großen gar nicht mehr leisten!

Hölle, wenn das so weitergeht, bin ich Ende des Jahres pleite!«

»Wieso?« fragte Magnus. »Gehen die Geschäfte so schlecht?«

»Wie man's nimmt«, knurrte Bill und zündete sich eine Zigarette an. »Seit das Gesetz eingeführt wurde, sind zahlreiche selbständige Trucker in Konkurs gegangen, und jeden Tag werden es mehr. Aufträge gibt es also genug.«

»Aber…?«

»Aber sie bringen nicht mehr das Geld ein, das man zum Überleben braucht. Ich muß die hohen Spritkosten tragen, ich muß Reparaturen selbst bezahlen, und ich muß in jedem Jahr mindestens 10 000 Dollar zurücklegen, um mir einen neuen Truck kaufen zu können, wenn der hier hinüber ist.

Und da nun einmal die meisten selbständigen Fahrer weiß sind, werden für die Firmen, die uns Aufträge geben, hohe Strafzahlungen fällig. Die wälzen sie einfach auf uns ab, und wir können uns nicht wehren. Die paar Neger jedoch, die sich, meist auch noch unterstützt mit Fördermitteln der Regierung, einen Truck kaufen, verdienen sich dumm und dämlich, egal wie unzuverlässig sie sind. So etwas ist nicht mehr hinnehmbar!«

Bills sonst so freundliches Gesicht war rot angelaufen vor Zorn.

»Unfaßbar!« murmelte Mike erneut. Und dann, lauter: »Wieso lassen sich die Amerikaner das bieten?«

»Was kann ein einzelner schon machen?« seufzte Bill. »Ein paar Bomben schicken und dafür auf den elektrischen Stuhl wandern? Das ändert doch nichts. Nein, was wir bräuchten, wären radikalere Maßnahmen!«

»Einen Aufstand zum Beispiel«, pflichtete ihm Mike bei.

Bill nickte bedächtig. »Ja. Einen neuen Befreiungskrieg. Nicht gegen die Engländer diesmal, sondern gegen die Politmafia in Washington. Aber das wird nicht einfach!«

»Wird?« Magnus stellte sich mit Absicht ein wenig dumm.

»Na ja, vielleicht wird es ja wirklich was«, erklärte Bill. »Man hört hier und da Gerüchte, daß es tatsächlich zu einem Aufstand kommen könnte… zumindest hier im Süden. Viele von uns wollen sich bis heute nicht damit abfinden, was die Yankees unseren Vorvätern angetan haben. Wenn jemand die Waffen gegen Washington erhebt, dann werden das höchstwahrscheinlich echte Amerikaner sein – Rednecks eben!«

»Du redest von einem zweiten Bürgerkrieg?« Mit Erfolg spielte Mike den Überraschten. »Kannst du uns mehr darüber verraten?«

»Nein. Ich habe nur das eine oder andere Gerücht gehört. Ich dachte schon, ihr wüßtet vielleicht mehr, wo ihr doch aus diesem sagenhaften Reich Thule kommt.«

»Von einem Aufstand hören wir heute zum erstenmal«, log Magnus, ohne rot zu werden. »Wir sind nur hier, um ein paar alte Freunde zu besuchen.«

Der Rest der Fahrt verlief mit harmlosem Geplauder vor allem über die NASCAR-Serie, der hohe Strafzahlungen angedroht worden waren, weil sie keine schwarzen Fahrer an den Start ließ. Die Anwälte der Organisation hatten allerdings mit Erfolg auf die Testfahrten Ende Januar verwiesen, bei denen Schwarze auf den aktuellen Wagen der Topfahrer hatten versuchen dürfen, sich für die Serie zu qualifizieren. Der beste Kandidat war fünf Sekunden über der Mindestzeit geblieben, die selbst der

schlechteste Fahrer im Feld locker um zehn Sekunden unterboten hatte. Darüberhinaus waren sieben der zehn für die Tests eingesetzten Wagen von den Möchtegern-Rennfahrern in die Mauer gesetzt und mehr oder weniger schwer beschädigt worden.

Dem Einspruch der NASCAR gegen die angeordneten Bußgelder wurden gute Chancen eingeräumt. Wie lange so etwas noch funktionieren würde, war allerdings eine andere Frage.

Noch blüht in Geist verborgen
Der Heimatseele Land

(Von Thronstahl)

14. Ein deutsches Angebot

Gut vier Stunden nach der Abfahrt in Savannah steuerte Bill sein Gespann auf den großen Parkplatz vor dem Hilton-Hotel in der Nähe des Flughafens von Atlanta. Magnus und Mike hatten ihm gesagt, daß sie in dem Hochhaus mit der weißen Kalksteinfassade und den blauen, verspiegelten Fenstern Zimmer gebucht hätten.

Als er aus dem Führerhaus kletterte, legte Magnus 200 Dollar auf den Sitz. »Unser Anteil am Sprit«, erklärte er und schloß die Tür, bevor Bill noch etwas sagen konnte. Kaum hatte der Sattelzug den Parkplatz wieder verlassen, gingen die beiden Männer zum weiträumig überdachten Eingangsbereich des Hotels und stiegen in eines der hier wartenden Taxis. Der Fahrer war ein Schwarzer. »Wohin?« fragte er gelangweilt.

»World of Coca-Cola«, erklärte Mike. Dieses Gebäude war eine der Touristenattraktionen von Atlanta. Der Hersteller der vermutlich bekanntesten Brause der Welt hatte sich an seinem Stammsitz – die Coca-Cola Company residierte seit 1886 in Atlanta – ein hochmodernes Museum gegönnt, in dem der interessierte Besucher mehr als 1000 Ausstellungsstücke zu dem braunen Saft bewundern konnte.

Die beiden Soldaten in Zivil waren ganz in der Nähe dieses Museums verabredet, aber ihr wirkliches Ziel brauchte der Taxifahrer nicht zu wissen.

Vom Hotelparkplatz aus steuerte der Fahrer sofort die Autobahn an, die nach Westen führte, in die Innenstadt von Atlanta.

Mike hatte als Pilot ein besonders gutes Orientierungsvermögen und stellte fest, daß sie nach einem großen Bogen um die Innenstadt herum einige Kilometer fast exakt nach Norden gefahren waren, bis sie die Autobahn im Bereich Midtown verließen und über die Peachtree Street wieder schnurstracks zurück nach Süden rollten, bis sie auf den Martin Luther King Junior Drive abbogen und schließlich vor der »World of Coca-Cola« anhielten. »Das macht 87 Dollar«, sagte der Fahrer und deutete auf das Taxameter, das exakt diesen Betrag anzeigte.

»Der hat uns beschissen«, sagte Mike leise und auf Deutsch zu Magnus. »Der hat einen ebenso riesigen wie unnötigen Umweg gefahren.«

»Laß ihm sein Vergnügen und bezahle ihn«, gab Magnus ebenso leise zurück. »Wir wollen kein Aufsehen erregen.«

Mike schluckte seinen Ärger herunter und wendete sich wieder auf Englisch an den Fahrer: »Ich brauche eine Quittung mit der Bestätigung nach dem Antidiskriminierungsgesetz!« Bill hatte ihnen erzählt, was man jetzt alles mit sich herumschleppen mußte, wenn man die jederzeit möglichen Kontrollen ohne Strafzahlungen überstehen wollte. Sie hatten zwar eigentlich nicht vor, noch einmal mit dem Taxi zu fahren, aber Mike fand, wenn der Fahrer sie schon übers Ohr gehauen hatte, sollte er wenigstens ein bißchen was dafür tun.

Der Mann hatte natürlich mitbekommen, daß sie beide ortsfremd waren, und wurde jetzt dreist. »Die Bestätigung kostet fünf Dollar extra Ausfertigungsgebühr. Macht dann 92, mit Trinkgeld hundert.«

Jetzt konnte Mike nicht mehr an sich halten. »Du bist wohl ein ganz Schlauer, was? Die Bestätigung steht uns gebührenfrei zu, und für dein Trinkgeld hast du mit dem riesigen Umweg über Midtown schon selbst gesorgt. Du solltest schön still sein, oder wir rufen die Polizei!«

»Was willst du Weißarsch?« Jetzt wurde der Mann pampig. »Die meisten Cops* hier sind Brüder, und selbst wenn nicht…

---

* Polizisten

ich brauche denen nur zu sagen, daß ihr mich Nigger genannt habt, dann seid ihr dran!«

»Aber keiner von uns hat…« Soviel Frechheit machte Mike sprachlos. Und sie nahm ihm jede Hemmung. Er faßte dem Fahrer von hinten an den Hals und drückte an einer ganz bestimmten Stelle zu. Den Griff hatte er von Magnus gelernt und schon immer mal in der Realität ausprobieren wollen.

Als durch den raschen, heftigen Druck auf die Halsschlagader die Blutzufuhr zum Gehirn kurzfristig unterbrochen wurde, sackte der Taxifahrer schlaff in seinem Sitz zusammen. Er würde jetzt für ungefähr zehn Minuten bewußtlos bleiben und dann unverletzt, aber mit einem gewaltigen Brummschädel aufwachen.

Mike zog den Kopf des Mannes zurück, so daß er an der Sitzlehne ruhte und der Fahrer bei flüchtiger Betrachtung den Eindruck erwecken mußte, zu schlafen.

»Gehen wir«, sagte der Pilot und stieg aus. Magnus schüttelte zwar unmerklich den Kopf, tat es ihm aber gleich. Das Spesenkonto der Thule-Truppen wurde mit dieser Taxifahrt nicht belastet.

Niemand der Passanten hatte etwas von der blitzschnellen Aktion bemerkt; in diesen schwierigen Zeiten kümmerten sich die Menschen lieber um sich.

Die beiden Soldaten ließen Taxi und »World of Coca-Cola« hinter sich und schlenderten über den großen Platz hinüber zum Eingang in den Underground Atlanta. Das war ein höchst ungewöhnlicher Ort: Früher hatte hier der Bahnhof gelegen, um den herum sich die Stadt Atlanta entwickelt hatte. In den 20erjahren waren zahlreiche Brücken über die Gleise gebaut worden – mangels Platz war die Stadt einfach in die Höhe gewachsen. Die Händler hatten ihre Geschäfte in den zweiten Stock verlegt, der jetzt auf Höhe der neuen Straßen lag. Die alten Geschäftsräume auf dem ehemaligen Straßenniveau wurden zu Lagern – so kam der Name »Underground« zustande.

Erst 1969 hatte man sich des versunkenen Juwels erinnert, und es sollte noch einmal 20 Jahre dauern, bis die Restaurierungsarbeiten abgeschlossen waren. Nun aber bildete Under-

ground Atlanta mit seinen zahlreichen Geschäften, Straßenhändlern und Gasthäusern ein ebenso verwinkeltes wie brodelndes Zentrum tief unter der Erde, komplett im Stil der vorletzten Jahrhundertwende.

Es war ein nahezu idealer Ort, wenn man nicht gesehen werden wollte. Hier lag der Ausweichtreffpunkt für den nun eingetretenen Fall, daß ihr Kontaktmann verhindert war. Magnus und Mike betraten eine kleine Gaststätte, die mit zahlreichen Relikten aus der Zeit vor mehr als hundert Jahren dekoriert war, vor allem mit Schaufeln, Pferdegeschirren und dergleichen Dinge mehr, die man vor der Vollmechanisierung des Wirtschaftslebens gebraucht hatte.

Nur wenige Gäste verloren sich im Raum. Ein drahtiger Mann mittleren Alters saß an der Bar und hielt sich an einem alkoholreduzierten Bier fest.

Magnus und Mike setzten sich nicht weit von ihm entfernt ebenfalls an die Bar und bestellten jeder eine Cola ohne Eis.

Der Mann horchte auf und fragte: »Ohne Eis? Ihr seid Europäer?«

»Ja… allerdings ganz weit aus dem Süden«, entgegnete Mike.

»Dann seid ihr hier ja richtig«, antwortete der Fremde, stand auf und ging zu einer Sitzgruppe an der Rückwand des Lokals. »Kommt, ich gebe euch einen aus.«

Das waren die verabredeten Kodeworte, die man Magnus am Satellitentelefon mitgeteilt hatte. Sie hatten ihren Mann gefunden.

*

»Ist euch auch niemand gefolgt?« fragte der Fremde, der seine Nervosität nicht ganz verbergen konnte.

»Definitiv nicht«, erklärte Magnus. »Der Mann, der mich verfolgt, ohne daß ich ihn bemerke, muß noch geboren werden.«

»Gut«, sagte der Amerikaner. »Mein Name ist Jack. Wir werden das Lokal jetzt nacheinander verlassen. Haltet ein bißchen Abstand, damit wir nicht auffallen. Ich bringe euch zum General.«

»Was für ein General?« wollte Magnus noch fragen, aber Jack war schon aufgestanden und strebte dem Ausgang zu. Wittmann nickte seinem Freund zu. Mike erhob sich und folgte Jack. Der Deutsche würde den Abschluß bilden.

Scheinbar ziellos schlenderte Jack durch Underground Atlanta, schaute mal hier in ein Schaufenster, begutachtete dort das Angebot eines Marktstandes. Daß die beiden Männer, die ihm im Abstand von fünf und zehn Meter folgten, zu ihm gehörten, wäre nur einem ganz aufmerksamen Beobachter aufgefallen.

Die Kameras der Überwachungsanlage, die hier im Untergrund für »Sicherheit« sorgen sollten, waren schon gestern einem Kurzschluß im System zum Opfer gefallen. Das Beheben dieses Fehlers würde mindestens eine Woche dauern. Die Männer von der OAP hatten ganze Arbeit geleistet – und es war niemandem aufgefallen.

Selbstverständlich hatte man auf den vorübergehenden Ausfall der Kameras nicht mit dem Einsatz von mehr Wachmännern im Underground reagiert. Denn wie überall auf der Welt dienten solche Systeme nicht der Sicherheit der Kontrollierten, sondern nur derjenigen der Kontrollierenden.

Und so waren Magnus, Mike und Jack an diesem Tag sicher vor staatlicher Überwachung.

Jack betrat ein leeres Ladenlokal am östlichen Ende des Underground. Die beiden Thule-Soldaten folgten ihm, Magnus schloß die Tür hinter sich.

In der Rückwand führte ein Durchgang in ein großes Hinterzimmer. Hier wurden die Ankömmlinge von drei weiteren Männern erwartet. Zwei von ihnen waren jung, groß und extrem muskulös. Der dritte war um die 50 Jahre alt, mit 1,90 Meter auch nicht gerade klein, aber schlanker als die anderen beiden. Er hatte ein offenes Gesicht mit hoher Stirn und markantem Kinn und wirkte wie ein Mann, der es gewohnt war, Befehle zu erteilen, die unhinterfragt befolgt wurden.

Obwohl alle drei Zivil trugen, erkannte Magnus nicht nur an ihrem militärischen Kurzhaarschnitt, sondern vor allem an ihrer Haltung, daß es sich um Soldaten handeln mußte.

Unwillkürlich nahm er Haltung an und salutierte: »Hauptmann Wittmann von den Thule-Truppen. Das ist mein Kamerad Hauptmann McBain!«

»Sir!« Mike grüßte deutlich lässiger.

Der Ältere erwiderte den Gruß ebenso lässig: »Ich bin General Lee Edward Roberts, Kommandant der 3. Infanteriedivision und von Fort Stewart sowie Hunter Airfield. Sie wissen, wovon ich rede?«

»Allerdings, Sir!« erwiderte Mike, der plötzlich sehr viel gerader dastand. »Die größte Einrichtung der Streitkräfte östlich des Mississippi – und dank der Hubschrauber-Kampfgruppen von Hunter Airfield vermutlich die schlagkräftigste im ganzen Land!«

»So sieht es aus. Stehen Sie bequem, Hauptmann«, sagte der General mit lässigem Grinsen. »Captain* Jack Farlow haben Sie ja schon kennengelernt. Die beiden Herren neben mir sind Master Sergeant** Bonner und First Sergeant*** Moeller. Man könnte sagen, Sie stehen dem inneren Kern der OAP gegenüber.« Er deutete auf den einfachen Tisch und die Klappstühle, die um ihn herumstanden. »Warum setzen wir uns nicht?«

Sobald Sie Platz genommen hatten, kam Magnus zur Sache: »Herr General, ich habe nicht gewußt, daß die OAP eine Organisation innerhalb der amerikanischen Streitkräfte ist…«

»Oh, das ist sie ganz und gar nicht, Hauptmann. Die meisten Patrioten sind Zivilisten. Ich persönlich bin von meinem Friseur auf die Gruppe aufmerksam gemacht worden. Sie glauben gar nicht, wie sehr die Bevölkerung das ›System Washington‹ satt hat. Die regieren gegen unsere eigenen Interessen, als wären sie die Vertreter einer fremden Besatzungsmacht. Im Licht der von Ihnen gelieferten Erkenntnisse sieht es ja mittlerweile danach aus, als wäre das tatsächlich der Fall. Aber ich geb's gerne zu, auch in den Streitkräften brodelt es. Selbst die einfachen Solda-

---

* Hauptmann
** Hauptfeldwebel
*** Stabsfeldwebel

ten fragen sich mittlerweile, wieso sie in Afghanistan kämpfen müssen oder im Irak – und wieso wir dann im vorigen Jahr auch noch nach China geschickt wurden. Niemand von uns interessiert sich für Taiwan. Wenn die Chinesen sich das holen wollen – meinen Segen haben sie. Ich soll meine Jungs in fremde Schlachten führen und darf zum Dank dafür hohe Strafen zahlen, wenn ich meinen kaputten Fernseher von einem Weißen reparieren lasse, der Ahnung davon hat, und nicht von einem Neger, der nach Meinung der Regierung jetzt mal an der Reihe wäre. Ich bin ein guter Organisator, und deshalb hat mich die OAP an die Spitze gewählt. Wenn die Zivilisten bereit sind, sich zu erheben, steht ihnen das Militär zur Seite. Meine dritte Division ist eine Elitetruppe, weswegen wir weniger als 20 Prozent Nichtweiße in unseren Reihen haben. Und nicht nur das – ich gehe davon aus, daß uns im Ernstfall jeder zweite Angehörige der Streitkräfte unterstützen wird.«

»Was genau planen Sie?« hakte Magnus nach. »Einen zweiten Bürgerkrieg? Den ersten haben Sie immerhin grandios verloren!«

»Leider. Aber anders als 1861 stehen die Südstaaten nicht allein da. Sie bilden zwar noch immer den Schwerpunkt der Opposition, aber diesmal machen auch Texas, New Mexico und die meisten Staaten im Mittleren Westen mit. Feste Bastionen der Regierung sind eigentlich nur Kalifornien, Washington State und New England. Aber ich bin Realist: Es kann einen schnellen Aufstand geben, und das System bricht zusammen. Es kann aber auch zu einem zweiten Bürgerkrieg kommen, der viele Jahre dauert. Und für den Fall brauchen wir Ressourcen, vor allem Treibstoff und Munition. Wird Thule das liefern?«

»Diese Frage kann ich nicht entscheiden, General«, entgegnete Magnus. »Hauptmann McBain und ich sind nur hier, um den Kontakt herzustellen und die Sinnhaftigkeit ihres Vorhabens zu prüfen. Haben Sie Unterlagen über die Ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte, über Ihre Planungen und vor allem über Ihren Rückhalt in der Bevölkerung?«

Roberts nickte Moeller zu. Der Stabsfeldwebel nahm einen tragbaren Rechner aus einer Tasche und klappte ihn auf. Meh-

rere Stunden lang demonstrierte er den beiden Hauptleuten, wie gewissenhaft sich die OAP auf den Kampf gegen die Bundesregierung vorbereitet hatte.

Schließlich stellte Magnus fest: »Das sieht verdammt gut aus, wenn ich mir die Einschätzung erlauben darf. Kann ich eine Kopie der Unterlagen haben?«

Roberts nickte Moeller zu. Der schob eine CD ins Laufwerk des Rechners, ließ sie mit den gewünschten Daten beschreiben und reichte sie Magnus, der sie sorgfältig in die Brusttasche seiner Jacke schob. »Es ist Ihnen klar, daß wir uns mit dieser CD voll und ganz in Ihre Hände begeben haben, Hauptmann?« Roberts' klang ungewöhnlich ernst.

»Mike und ich werden mit unserem Leben dafür einstehen, daß diese Daten nicht in die falschen Hände gelangen«, versicherte Magnus ebenso ernst. »Sie müssen uns vertrauen. Wem könnten Sie denn überhaupt noch vertrauen, wenn nicht uns?«

Der General nickt bedächtig. »Ja, so sieht es wohl aus. Wann kehren Sie nach Thule zurück?«

»Unmittelbar nach diesem Treffen.«

»Das habe ich mir fast gedacht. Deshalb möchte ich Ihnen noch eine Bitte vortragen, die von allergrößter Bedeutung für uns ist. Bitte richten Sie Ihrem Marschall aus, daß wir die Gentests brauchen, über die soviel berichtet wurde. Wir müssen um jeden Preis verhindern, daß unsere Reihen von AIn-Lakaien unterwandert werden!«

*

Zwei Tage später wurden Magnus Wittmann und Mike McBain zu Thulemarschall Bernhard »Bärwolf« Bittrich ins OKT gerufen. Diesmal war die Atmosphäre entspannter, und zu einem milden, fast süßen Whisky reichte der Marschall handgerollte Havannas aus seinem großen Humidor.*

---

* Spezialschrank oder -zimmer mit der richtigen Luftfeuchtigkeit zur Aufbewahrung kostbarer Zigarren

Als die ersten aromatischen Tabakwolken der Zimmerdecke entgegendampften, erklärte Bittrich: »Mein Stab hat die von Ihnen übermittelten Unterlagen gründlich studiert. Ich habe vor allem Ihre glühenden Empfehlungsschreiben gelesen. Daß McBain sich so für die OAP einsetzt, hat mich nicht weiter verwundert. Aber was ist Ihre Motivation, Wittmann? Sind Sie ein heimlicher Südstaaten-Romantiker?«

»Ja, Marschall, aber darum geht es mir nicht«, antwortete Magnus mit einer gewissen Überraschung in der Stimme. »Der Krieg der AIn-Lakaien gegen die einheimische Bevölkerung ist in den USA mindestens so weit fortgeschritten wie in Europa – wenn nicht noch weiter. Ich sehe den Tag nicht mehr fern, an dem es als Hochmutsverbrechen gilt, weiß zu sein, und jeder Weiße zur Zwangsbräunung per Höhensonne oder Schminkkasten verdonnert wird. Sie wissen so gut wie ich, daß diese Kampagne mit Methode betrieben wird: Erst wenn ein weißer Mann sich nicht mehr traut, mit einer weißen Frau ein Kind zu zeugen – oder wenn ihm das von der nächsten Stufe der ›Antidiskriminierungsgesetze‹ verboten oder vielleicht sogar als ›Haßverbrechen‹ angekreidet wird – *dann* können die außerirdischen Schleimer und ihre Lakaien wirklich sicher sein. Und dann wird die gesamte Welt nur noch ein Ziel kennen: die unerbittliche Auslöschung des Reiches Thule.

Insofern ist der Kampf der OAP auch unser Kampf. Deswegen habe ich empfohlen, daß wir ihn nach Kräften unterstützen, Marschall.«

Bittrich nickte bedächtig. »Sie brauchen sich nicht in Rage zu reden, Hauptmann – das OKT und ich sehen die Angelegenheit genauso wie Sie. Wir haben General Roberts deshalb schon über unsere Verbindungsmänner mitgeteilt, daß wir sein Anliegen unterstützen.«

»In welchem Umfang, wenn ich fragen darf?«

»Sie dürfen. Wir werden ihm jede gewünschte Menge an Treibstoff und Munition liefern. Unsere großen Transport-U-Boote liegen zu diesem Zweck schon in Bereitschaft.«

»Woher nehmen wie eigentlich all das Öl?« fragte Magnus neugierig.

»Man merkt, daß Sie noch nicht lange zu uns gehören.« Bittrich nahm einen kleinen Schluck Whisky und zog anschließend versonnen an seiner Zigarre. »Unter der Antarktis gibt es nicht nur gewaltige Erdölvorräte, sondern auch schier unerschöpfliche Kohlevorkommen. Wir beuten beides aus. Die Kohle wird nach dem alten, mittlerweile enorm verbesserten Hydrierverfahren in Benzin umgewandelt.«

»Das Verfahren, dessen Nutzung die Alliierten den Deutschen verboten haben?«

»Genau jenes. Dreimal dürfen Sie raten, weshalb das geschah. Egal, uns berührt das nicht. Wenn wir allerdings die Rebellen beliefern, gelangt nicht mehr so viel Thule-Öl auf den Weltmarkt. Dann steigen die Preise, und für die Nordstaaten wird es immer schwerer, den Krieg zu gewinnen. Für den Fall, daß sie dennoch allzu große Erfolge erringen, haben wir einen der ganz großen Fracht-U-Kreuzer in Bereitschaft, randvoll beladen mit unseren modernsten Panzern und sonstigem Kriegsgerät. An uns soll es nicht scheitern, daß wenigstens der zweite Bürgerkrieg ein Erfolg wird.«

»Das klingt gut.« Mike grinste so breit, wie nur ein Amerikaner es konnte. »Aber was machen wir, falls die Nordstaaten Atomwaffen einsetzen?«

»Auch das werden wir zu verhindern wissen. Wir schicken eine Schlachtschiffgruppe vor die Westküste, die mit ihren Schienenkanonen fast tausend Kilometer weit im Landesinneren Raketen abschießen kann. Eine zweite Gruppe, verstärkt um die ›Hindenburg‹, wird vor der Ostküste patrouillieren. Der mittlere Bereich muß von unseren Flugscheiben aus dem All abgedeckt werden. Im übrigen haben wir den Regierungen aller Atommächte inzwischen offiziell mitgeteilt, daß wir nicht bereit sind, den Einsatz solcher Waffen länger hinzunehmen.«

»Das klingt wunderbar, Marschall. Dürfte ich noch eine Bitte äußern?«

»Tun Sie sich keinen Zwang an, McBain.«

»Ich würde gern als Verbindungsoffizier Thules ins Hauptquartier von General Roberts abgestellt!«

»Ein verständlicher Wunsch – und ein vernünftiger obendrein.

Tatsächlich hatten wir schon im OKT darüber geredet. Wenn Sie nichts dagegen haben, schicke ich sie zusammen mit Wittmann nach Georgia.«

Beide Hauptleute nickten erfreut.

»Aber halten Sie sich bedeckt, meine Herren«, schärfte Bittrich ihnen ein. »Ihr Einsatz ist ebenso wie unsere Unterstützung für die OAP inoffiziell. Das Reich Thule hat wichtigere Aufgaben, als sich mal so eben in einen Krieg gegen die USA verwikkeln zu lassen. Gehen Sie also mit äußerster Behutsamkeit vor – je länger unsere Beziehung zu den Rebellen geheim bleibt, desto besser!«

*

Fast ein Jahr nach dem Ausbruch des mittlerweile beigelegten Krieges zwischen den USA und China lag die Boone Hall Plantage bei Charleston im dunstigen Licht der Abenddämmerung. Jetzt, Anfang April, war es schon wieder sehr warm und schwül in diesem geschichtsträchtigen Teil von Süd-Carolina.

In der breiten Eichenallee, die schon die Kulisse zu dem großartigen Film »Vom Winde verweht« gebildet hatte, hing das spanische Moos melancholisch von den uralten Bäumen herab.

Eine schier unüberschaubare Zahl ausnahmslos weißer und ausnahmslos bewaffneter Männer aller Altersschichten schritt durch die Allee auf das Herrenhaus zu, wo sie von Männern in den grauen Traditionsuniformen der Konföderierten empfangen und eingeteilt wurden.

Aus dem Haus mit den weißen Säulen an der Front, die selbst noch jetzt im Abendlicht hell strahlten, und das um diese Zeit von in voller Blüte stehenden Azaleen und Kamelien umgeben war, trugen Uniformierte Kisten mit zahllosen weiteren Uniformen – der ruhmreiche alte Süden stand wieder auf.

Plötzlich kam eine merkwürdige Ruhe in die Szenerie. Fast jeder blieb stehen und schaute zum Himmel, an dem ein seltsames hohes Pfeifen zu hören war. Mit irrwitziger Geschwindigkeit schoß die Reichsflugscheibe I 24 aus dem Halbrund der versinkenden Sonne heran, verzögerte mit unfaßbarer Gewalt

bis zum Stillstand und senkte sich auf den gepflegten Rasen hinter dem Anwesen.

Mit Jubelrufen eilten die Rebellen herbei, schwangen ihre Waffen vor Begeisterung, als die Rampe der Flugscheibe ausgefahren wurde und schwarzuniformierte Soldaten große Kunststoffkisten aus dem Gerät schleppten und auf dem Rasen stapelten.

General Lee E. Roberts, der noch seine Heeresuniform trug, eilte gerade rechtzeitig genug herbei, um zu sehen, wie zwei Männer in Zivil über die Rampe kamen: Wittmann und McBain.

Sie salutierten vor dem General und deuteten dann auf die Kisten, die sich mittlerweile auf dem Rasen stapelten. »Unsere Laboratorien haben Überstunden gemacht, um all die Gentests zu produzieren, die Sie angefordert haben«, sagte Wittmann. »Aber Ihr Wunsch war uns Befehl, Herr General!«

»Großartig!« Roberts schüttelte beiden Männern die Hand. »Ihre Flugscheibe ist schon ein beeindruckendes Spielzeug. Wir alle sehen so etwas heute zum erstenmal. Haben Sie denn keine Sorge, daß die Luftüberwachung die Maschine entdeckt?«

»Das kann nur dann geschehen, wenn ihr Kommandant es will. Aber Oberst von Klenk ist ein schüchterner Mann. Der fühlt sich viel besser, wenn keiner ihn sieht«, erklärte Magnus grinsend.

»Von Klenk… woher kenne ich den Namen nur? Den habe ich doch schon einmal gehört…« grübelte Roberts.

Die Schwarzuniformierten gingen zurück an Bord, die Rampe wurde eingezogen, und die Flugscheibe hob sich federleicht in den Himmel. Als sie in etwa zehn Meter Höhe schwebte, zischte sie mit unwahrscheinlicher Beschleunigung davon und war in weniger als einer Sekunde außer Sichtweite.

Jetzt erst sahen die beiden Thule-Offiziere in Zivil, daß jenseits der Wiese, auf der I 24 gelandet war, zahlreiche der großen amerikanischen Sattelschlepper standen. Zivilisten und Uniformierte schleppten gemeinsam Kisten aus den Wagen zum Haus.

Ein Wagen fiel Mike besonders ins Auge. »Den kenne ich doch!« rief er. »Bill!«

Der Mann, der ihn und Magnus von Savannah nach Atlanta mitgenommen hatte, kam winkend über den Rasen gelaufen.

»Wie ich sehe, kennen Sie Bill Ports schon«, sagte General Roberts lächelnd. »Er ist ein wichtiger Mann in unserer Organisation – der OAP-Vorsitzende für den Bundesstaat Georgia!«

Die Männer aus Thule schüttelten Bills Hand mehr als nur ein wenig überrascht. Der »einfache Trucker« war offenbar nicht halb so naiv, wie er Fremden gegenüber tat.

»Na, wenn ihr beide hier seid, dann können wir ja wie geplant losschlagen… morgen früh!« erklärte Bill in seinem breiten Südstaaten-Akzent.

»Ich bin mir dessen noch nicht ganz so sicher«, sagte Roberts zögernd. »Ich mußte vor drei Tagen im Pentagon antanzen – zusammen mit dem gesamten Generalstab. Der Verteidigungsminister war da und hielt uns eine Standpauke. Offenbar haben die da oben mitbekommen, wie sehr es in der Truppe rumort. Der werte Herr Minister drohte unverblümt mit dem Einsatz von Atomwaffen gegen die eigene Bevölkerung, sollte es zu einer Erhebung gegen die Präsidentin kommen. Ich weiß wirklich nicht, ob wir dieses Risiko eingehen dürfen!«

»Thulemarschall Bittrich hat mir persönlich zugesagt, daß er so etwas keinesfalls zulassen wird. Wir haben vor allen Küsten Schiffe mit Schienenkanonen stationiert, und über dem Bereich, den diese Kanonen nicht erreichen, kreisen sämtliche Flugscheiben, die wir noch haben.« Magnus Wittmann sprach voller Überzeugung einen der größten Irrtümer seines Lebens aus: »Wir werden definitiv verhindern, daß Washington Atombomben gegen die eigenen Bürger einsetzt!«

»Großartig!« erklärte General Roberts. »Dann mache ich mich jetzt auf den Weg nach Fort Stewart. Morgen in aller Frühe schlagen wir los!«

*

Der 12. April des Jahres 2011 war ein ganz besonderer Tag. Heute war es genau 150 Jahre her, daß mit den Schüssen auf Fort Sumter der erste amerikanische Bürgerkrieg begonnen

hatte, den die Menschen des Südens noch heute »The Yankee occupation of the South«* nannten.

Exakt um 5.15 Uhr wurden in Fort Stewart und auf dem Hunter-Flugfeld die Soldaten festgesetzt, von denen man wußte, daß sie Befürworter der Politik Washingtons oder ganz einfach unsichere Kantonisten waren.

Zur gleichen Zeit drangen die schon während der Nacht nach Charleston eingesickerten Milizionäre in die Polizeistationen der Stadt ein und setzten erst einmal alles fest, was eine Uniform trug.

Es gab so gut wie keinen Widerstand – es schien fast, als hätten die Menschen den Aufstand herbeigesehnt.

*

Magnus Wittmann und Mike McBain saßen mit dem Stab General Roberts' in dessen Kommandofahrzeug, das an der Spitze eines Schützenpanzerverbandes auf Savannah zurollte. Der Leutnant am Funk gab ununterbrochen Meldungen weiter, die über Funk hereinkamen.

Fast überall verlief der Aufstand überraschend friedlich. Die Polizei war in allen Staaten der neuen Konföderation, wie sich die Aufständischen nannten, praktisch ohne Gegenwehr ausgeschaltet worden. Die militärischen Verbände besetzten die strategisch wichtigen Positionen.

»Bill Ports meldet die widerstandslose Einnahme von Charleston«, gab der Leutnant bekannt. »Die Soldaten am Hafen sind fast geschlossen zu unseren Truppen übergelaufen.«

»Das geht mir alles zu glatt«, murmelte Roberts. »Es kann doch nicht sein, daß wir unsere Ziele so einfach ohne Gegenwehr erreichen!«

»Der Mensch muß auch mal Glück haben«, erklärte Magnus. »Sie haben die Yankees überrascht, General!«

»Das glaube ich nicht.« Der Offizier winkte besorgt ab.

---

* Die Besetzung des Südens durch die Yankees

»Nach dem, was der Verteidigungsminister androhte, mußte ich einfach mit wesentlich härteren Kämpfen rechnen!«

»Sie kennen den Mann besser als ich, Sir,« sagte Mike grinsend, »aber auf mich wirkte er immer wie ein aufgeblasenes, arrogantes Arschloch. Vermutlich hatte er einfach nicht mehr drauf als ein paar leere Drohungen!«

»Ihr Wort in Gottes Ohr!« Roberts seufzte und klang alles andere als überzeugt.

»Sir, ich habe Colonel Hodgkins in der Leitung. Er möchte mit Ihnen persönlich reden«, meldete der Leutnant am Funk. Er hielt Roberts einen Kopfhörer hin.

Der General wirkte auf einmal sehr besorgt. Hodgkins kommandierte die große Einheit, die Stadtgebiet und Flughafen von Atlanta unter Kontrolle bringen sollte. Eigentlich sollte er sein Ziel in diesen Minuten erreichen.

»Geben Sie her!« Roberts setzte sich den Kopfhörer auf und sprach in das daran befestigte kleine Mikrofon. »Was gibt's, Hodgkins?«

Er lauschte stumm, und die beiden Thule-Offiziere sahen, wie der Amerikaner leichenblaß wurde.

Schließlich nahm er den Kopfhörer ab und verkündete tonlos: »Hodgkins hat den Flughafen erreicht und gesichert, kann aber nicht weiter vorrücken. Über der Innenstadt glüht ein Atompilz. Atlanta wurde von einer Atombombe vernichtet.«

Erscheint Ende Februar 2009:
STAHLFRONT Band 4
Verrat um Thule
